



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

An den Externsteinen

Maß, Konrad

Detmold, 1920

Zweiter Teil.

Nutzungsbedingungen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-24014](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-24014)

Zweiter Teil.

6. Kapitel.

Heimatlos.

Man schrieb das Jahr 1109 nach Christi Geburt. Zwölf Jahre waren verflossen, seit Manfred in die Fremde gezogen. Zwölfmal waren Winterleid und Sommerfreude, Frühlingluft und Herbstesglanz über die Erde gewandert, und mancherlei Großes war in deutschen Landen geschehen. König Heinrich, der Vierte seines Namens, hatte seinen Leidensweg, wie ihn so schwer wohl kein anderer Kaiser je durchschritten, wenige Jahre zuvor in Lüttich vollendet. Verrat und Untreue, Demütigungen aller Art, Meineid und Verschwörung hatten ihn nicht zermürbt; stolz und aufrecht, ein wahrer König, hatte er auch dem Schwersten getrotzt.

In Sachsen hatte er keine Liebe genossen. Daß er, um seine königliche Macht durchzusetzen, feste Burgen anlegte, daß er nach Wiedergewinnung der verlorenen Kron Güter strebte, daß er von den Wäldern und Weiden Abgaben, von den Bauern Hand- und Spanndienste verlangte, das reizte die freien Sachsen. Der kleine Adel zumal sah in ihm nicht den Herrn, sondern den ersten unter seinesgleichen, und auch die Kirche hatte sich König Heinrich durch den ständigen Kampf mit dem Papste arg verfeindet. So war die Geschichte auch jener zwölf Jahre eine Zeit schwerer Unruhen und ständiger Anbotmäßigkeiten. Wild und verworren sah es im Lande aus; von den Höhen schauten zerstörte Schlösser hernieder, in den Tälern rauchten ausgebrannte Kirchen und Klöster.

Die Kirche dagegen hatte ihre Macht erweitert und ihren Besitz eifrig vermehrt. Auch im Sachsenlande war so mancher Hof, der früher im Eigen freier Bauern gestanden, in tote Hand übergegangen, und ein Teil der Gerichtsbarkeit

nach dem andern bröckelte von der Macht der Gaugrafen ab und ging auf die geistlichen Herrn über.

Auch der Teuthof, hart unter der Groteburg, der altgermanischen Befestigung gelegen, dessen Gebäude durch die großen, weitschattenden Linden fast verdeckt wurden, war von ihnen als herrenloses Gut in Beschlag genommen, seitdem Vater Ortwin das Zeitliche gesegnet, und die fromme Frau aufs neue im Kloster Zuflucht gesucht und gefunden hatte. Und Wohlstand folgte dem emsigen Schaffen. Mit kundiger, arbeitsgewohnter Hand schalteten dort jetzt die grauen Mönche von Abdinghof, verbesserten den Betrieb, rodeten weite Strecken Dedland und besorgten die Acker- und Viehwirtschaft aufs beste.

Hoch aufgehorcht hatten all die freundlichen Bewohner der lauschigen Waldesstille, als eines Tages ein Klopfen und Hämmern anhub, als das Kreischen der Säge und das Pochen der Art hörbar wurde und sich Tag für Tag wiederholte, und als dann gar, von den Händen der christlichen Eindringlinge gezogen, eiserne Glocken ihren Klang ertönen ließen, weithin über Berg und Thal, durch Wald und Au. Neugierig hatten sie, die Nixen und Elfen, Zwerge und Wichtelmännchen, aus ihren Verstecken hinter den alten Hecken, hinter Wachholder, Ginster und Heidekraut hervorgelugt und mißmutig ihre Stirn in Falten gelegt, als sie die ungewohnten Gesellen in dunkler Rutte und Kapuze dort schalten und walten sahen, und als sich gar eine Kapelle mit einem Kreuz als Liebeszeichen oben im Waldesdunkel erhob. Denn nicht das uralte heilige Hakenkreuz war's gewesen, das Sinnbild der ewig schaffenden, immer sich verjüngenden Naturkraft; nein, ein neues Sinnbild, eine Nachbildung des Galgens, an den das schwarzhaarige Volk der Juden den neuen, Mensch gewordenen Gott zur schimpflichen Strafe geheftet hatte.

Das klang ihnen wie schriller Miston, der nicht in ihre heitere Abgeschlossenheit paßte, und als sich das Singen und Klingen immer wiederholte und nun gar noch der ernste, schwermütige Gesang der dunklen Männer den wilden fröhlichen Horidorus übertönte und verdrängte, da waren sie ganz von dannen gezogen, auf bessere Zeiten hoffend.

Ja, der alte Sigrid hatte recht geweissagt:

„Fremde werden kommen und das Land dem Christengott unterwerfen; unsere Götter werden zurückgestoßen werden, ihr Priestertum wird erlöschen.“

Auf dem Leuthofe hatte eben die Glocke der kleinen Kapelle geläutet, und die Mönche versammelten sich zur Abendandacht. Da begannen die Wachhunde anzuschlagen, und am Tore der steinernen Hofumwallung erschien, mit einem starken Stecken bewehrt, barhäuptig, in der Kleidung eines Fahrenden, ein hagerer, breitschultriger Mann, dessen sonnenverbranntes Gesicht von blondem Haar- und Bartwuchs wild umrahmt war. Der mächtige Wolfshund sprang, von einigen kleineren Hunden begleitet, wütend auf den Eindringling los; dann stuzte er, wehrte mit kräftigem Bisse die kleineren Hunde ab, legte sich winselnd auf die Erde nieder, mit den Vorderpfoten den Erdboden scharrend, wedelte mit dem Schweife und sprang freudig an dem Wanderer hinauf.

„Wolf, bist du's und kennst deinen Herrn noch?“ rief der Mann erfreut, streichelte und liebkostete das Tier, das sich vor Freude nicht zu lassen wußte und immer wieder an ihm hinaufsprang, ihm Hände und Gesicht leckend.

Ein Mönch ging dem Ankömmling entgegen.

„Du scheinst ein guter Bekannter auf diesem Hofe!“ hub er an; „nicht leicht läßt unser Wotan Leute deines Schlages ungezaust davon.“

„Ich bin ein Fremder, der im Namen Gottes Schutz und Unterkunft sucht. Der kluge Hund hat den Freund der Tiere in mir erkannt.“

„Anlieb sind dem Herrn Abt solche Gesellen wie du. Doch drei Tage und Nächte magst du nach des Klosters Brauch hier bleiben, wenn du Arbeit und Muße mit den Brüdern teilst.“

„Daran soll's nicht fehlen, . . . doch: wie kommt's, daß ich die frommen Brüder hier treffe? Ich glaubte einen sächsischen Bauern auf diesem Hofe zu finden.“

„Der Hof ist als herrenloses Gut vom Kloster übernommen. Vier Jahre sind's her, daß er aus seiner Verwahrlosung von neuem erstand.“

„Berichtet einem Fremden, der Anteil nimmt an dem Geschick dieses Hofes, was Ihr wißt.“

„Nun, viel zu erzählen gibt's da nicht. Es ist der Hof eines Bauern, dessen Sohn den Grafen Otho von Schwalzenberg erschlug und ob dieser Tat die Heimat meiden muß, . . . wenn es ihn nicht gelüstet, einen Weidenstrick als Halstuch zu tragen . . .“ lachte der Mönch. „Als nun der Vater in seinen Sünden dahingefahren war und die fromme Mutter sich in das Kloster zu Paderborn zurückgezogen hatte . . .“

„. . . So lebt die alte Bäuerin noch?“ warf Manfred erregt ein.

„Sie ist gestorben; . . . aber was kümmert dich das Geschick der alten Frau?“

„Nichts . . . erzählt nur weiter,“ wehrte Manfred ab.

„Ja, . . . und als nun der schöne Hof zu verfallen drohte, da hat der Abt von Abdinghof ihn an sich genommen. So kamen wir her, und was wir geschafft, das mag dir ein Blick in den Garten und auf die Felder zeigen! . . . Doch horch, die Brüder singen schon. Verweile hier, bis unsere Andacht zu Ende ist, dann will ich dich dem Bruder Kämmerer melden, der dich zur Arbeit anstellen wird, . . . sofern dir daran liegt, Speise und Trank durch gute Arbeit zu verdienen.“

* * *

Als Manfred allein war, ging es wunderbar durch seine Seele. Hier die alte Stätte, wo er als Knabe gewelt, der treue Hund, der ihn wiedererkannt nach so langen Jahren, . . . die Eltern tot, . . . der Hof, sein Hof, in fremder Hand, . . . und dazu die ernstesten Gesänge der frommen, fleißigen Mönche, wo sonst der frohe Kriegs- und Jagdruf seiner tollten Freunde erklungen war. Raum konnte er's fassen, ihm war die Heimat zum zweiten Male zur Fremde geworden.

Die Hunde hatten sich mittlerweile beruhigt; Wolf, den die Mönche Wotan nannten, und seine Liebkosungen wehrte er von sich ab. Er durfte sich nicht erkennen lassen; hatte er doch zu seinem Leidwesen und Erstaunen erfahren,

daß seine That gegen den Schwalenberger Grafen noch nicht aus dem Gedächtnis der Leute erloschen war.

Raum war der Bruder in der Kapelle verschwunden, so trat Manfred einen Rundgang durch die Wirtschafft an. Die Neugier reizte ihn, zu sehen, wie die Mönche mit seinem Eigen gewirtschaftet hatten. Lachende Wiesen, grünende Felder dehnten sich ihm entgegen. Aus den Ställen klang das dumpfe Brüllen stark gehörnter Rinder und das wohlige Grunzen der Schweine. Ein starker Schlag heimischer Pferde und Ochsen arbeitete, von kriegsgefangenen Leuten wendischer Abkunft geführt und vor den schweren Pflug gespannt, auf den sorgsam bestellten Feldern; mit Freuden und Staunen nahm er es wahr.

„So können die frommen Brüder doch mehr, als geistliche Lieder singen,“ war das Lob, das sich ihm unwillkürlich auf die Lippen drängte.

Vor allem aber erfreute sich sein Herz, als er durch den neu nach römischem Muster angelegten und wohlgepflegten Garten hinter dem Wohnhause einherwanderte. Sauber war er in Beete eingeteilt, wie er es in seiner Jugend niemals gesehen, und auf jedem Beete wuchsen allerlei Kräuter für Küche und Haus. Auch Rosen und Lilien, vom fernen Osten hier eingeführt, spendeten Duft und Farbe und erfreuten sein Herz. Aprikosen, ja einige Birnbäume waren mit den heimischen Apfelbäumen vermischt und versprachen reiche Ernte. Die Beete mit Salat, Kohl und einer großen Zahl von Arzneikräutern waren reinlich mit Buchsbaum eingefast; silberblättrige Delbäume glänzten dazwischen, sogar einige Weinstöcke erfreuten sich liebevoller Pflege, und mit besonderer Andacht harrten die Mönche, ob sie wie im südlichen Deutschland wohl auch hier im rauhen Norden gedeihen und das Faß im Keller füllen möchten.

Als der Gesang verstummte, trat der Wanderer schnell zur Kapelle zurück. Aber schon trat der Bruder Kämmerer heraus und ließ neugierig seine Augen auf dem fremden Gaste ruhen, der sich ihm nun entblößten Hauptes näherte.

„Ein fremder Mann bittet um Schutz und Unterkunft.“

„Wer bist du und woher kommst du?“ fragte der andere geschäftsmäßig, „und wovon nährst du dich?“

„Aus weiter Ferne komme ich. Ich bin ein Fiedler und im Gesang erfahren; ich vermag kunstreiche Figuren aus Holz oder Elfenbein zu schnitzen, auch die Töpferscheibe zu drehen!“

„Ein merkwürdiger Beruf in so harten Zeiten für kräftige Arme. Mich wundert's nur, daß unser Botan so kunstverständig war, dich zum Freunde zu wählen; er liebt sonst Leute deines Schlages nicht“, gab der Bruder spöttisch zurück.

Der Wanderer erschraf. „Ich bin von je ein Freund der Tiere gewesen . . .“

„Aber auch ein Freund der Landwirtschaft, wie mir's scheint! Als ich aus der Kapelle kam, schienst du mir mehr Anteil am Hofe und seiner Wirtschaft zu zeigen, als Fremden sonst eigen ist. Auch erzählt man sich, daß ein gewisser Manfred sich auf Gesang und Schnitzkunst wohl verstanden habe“, erwiderte der Mönch spitz, um dann wohlmeinend fortzufahren: „Ich rate dir, meide dies Land, ehe man dich erkennt. Die wilden Kriegszeiten hier im Sachsenland, die Fehden gegen den Kaiser und der Großen unter einander haben den Mut des Volkes wild gemacht. Da möchte es sein, daß man dir einen ungastlichen Empfang bereitet.“

„Da Ihr mich erkannt habt“, rief Manfred aus, der mit Unwillen entdeckte, daß der andere Bruder aus der Schule geplaudert hatte, „so will ich nicht leugnen. Aber ich bitte Euch, ehrwürdiger Herr, vergönnt mir, dem viel Umgetriebenen, einige Tage Rast auf meines Vaters Hofstatt.“

„Nun wohl, . . . heut magst du feiern und dich ruhen. Von morgen ab sei dir gegen gute Arbeit und Kost Obdach gewährt. Mein Amt ist's nicht, dich zu schützen, wenn du selbst dich nicht hütest.“

„Ich bin ein anderer geworden als ich war. Schweres Geschick hat mich hart gezüchtigt. Ich will zum hochwürdigen Bischof pilgern und ihn bitten, daß er mich wieder einsetze in meines Vaters Erbe.“

Da lachte der andere höhnisch auf:

„Das sollte dir passen, dich als Kuckuck ins fremde Nest zu setzen. Heute Diener und morgen Herr.“

„Dienen, wo ich gebieten könnte?“ fuhr Manfred auf. Dann aber bezwang er wieder den aufbegehrenden Stolz. „Doch ich bin gebannt, Ihr seid in der Macht. Gebt mir Unterschlupf, Herr“

„Gegen Arbeit sollst du sie haben. Hungerleidern aber und Lungerern weisen wir die Thür; deren gibts auf der Landstraße genug.“

„So sei's denn! Besser Knecht auf eigenem Hofe, als weiter die Wildnis durchschweifen, die Sterne überm Haupt und das Moos des Waldes zum Lager. Gott mag geben, daß auch mir einmal mein Recht werde.“

„Ueber deine Herkunft aber schweige zu jedermann, wenn ich dir raten soll. Welches Tages du dies Geheimnis brächest, müßtest du den Hof meiden.“

Manfred versprach es und begann zu schaffen, gleich den leibeigenen, kriegsgefangenen Sklaven, denen die schwere Arbeit in Hof und Scheuer, Wald und Feld oblag.

* * *

Golden war die Saat herangereift, reiche Frucht wanderte in die Scheuern, und die Dreschflügel begannen, von sehnigen Armen geschwungen, auf der Tenne zu klappern. Die Störche, die auf dem strohbedeckten Hause genistet hatten, waren verflogen; leise, ganz leise zogen die zarten Fäden des Altweibersommers über das Land, und das Laub der Bäume schmückte sich wieder mit der leuchtenden Pracht des heraufziehenden Herbstes.

Da wurde das Leid des eigenen Geschickes übermächtig in Manfred; mit plötzlichem Entschluß erbat er seine Entlassung und flehte um einen Geleitbrief an den Bischof, den ihm der mit der Aufsicht betraute Mönch als fleißigem Arbeiter gern gewährte. Und schon wenige Tage, denn der Weg zur Bischofsstadt Paderborn war wohl ausgebaut, stand er demütig vor dem Hause des Kirchenfürsten.

Bischof Heinrich von Paderborn, der zweite seines Namens, las den Geleitbrief und forderte den Fahrenden vor sich. Er richtete die grauen Augen mit scharfem Blick auf den Eintretenden, und diesem kehrte der schon gesunkene Mut sofort zurück. Denn der Bischof sah nicht aus wie ein

Federsuchser oder weltabgewandter Heiliger. Stattlich und groß war seine Gestalt; die scharfe gerade Nase verriet Tatkraft und Willen, und die große Narbe, die von der Stirn über die linke Wange lief, hätte in ihm eher einen Kriegsmann als einen Kirchendiener vermuten lassen. Bei dem wilden Sinn des Sachsenvolkes war es oft genug nötig, daß auch der Bischof das Priestergewand mit dem Harnisch, die Inful mit dem Helm vertauschte und statt des Hirtenstabes das Schwert in die Rechte nahm. Auch jetzt, wo er sechzig Jahre zählte, liebte er es noch, täglich in der Frühe mit großem Gefolge einen scharfen Ritt ins Freie zu tun, und keine noch so böse Bitterung vermochte ihn in seiner Behausung zu halten.

Geschäftsmäßig forschte er nach dem Begehr des Fremden, der in langem Bart und wirrem Haupthaar vor ihm stand.

„Hochwürdiger Herr“, erwiderte dieser, „um einer Meintat willen bin ich mit Verbannung für die Zeit meines Lebens bestraft. Zwölf Jahre habe ich fern der Heimat gelebt. Vergönnt mir jetzt eine Zuflucht in Eurem Bereich.“

„Du bist's, der den Schwalenberger erschlug?“

„Der bin ich, Herr Bischof! . . . was soll ich's leugnen? doch geschah's in ehrlichem Kampfe.“

„Und doch zu Unrecht! . . . sonst wäre der Spruch des Gerichts nicht so scharf gegen dich ergangen . . . Namntest du nicht auch ein Mädchen dein, das du verliebest, nachdem es dir einen Sohn geschenkt?“

„So ist's, Herr Bischof, wengleich auch Graf Otho dem Mädchen nachstellte, und immer der Argwohn in mir bohrt, das Kind, das sie geboren, könne sein Sohn sein.“

„Hast du Beweise für diesen Verdacht?“

„Nein, hochwürdiger Herr, . . . aber der Zweifel nagt in meinem Herzen.“

„Der Zweifel ist Teufelswerk, jag' ihn davon als guter Christ und füge nicht neue Schuld zu der alten!“ erwiderte der Bischof unwillig. „ . . . Doch sprich weiter.“

„Vergönnt mir wieder ehrlich zu werden, indem ich das Mädchen heimführe in mein Haus, . . . falls sie nicht inzwischen eines anderen Weib geworden ist.“

„Das ist so leicht nicht, Freund. Bedenke, daß der Spruch der Fehme auch mich bindet.“

Er blickte wohlgefällig auf die kräftige, ebenmäßig schöne Gestalt des Bittenden, in der er wohl Reue, aber auch Trost und Kraft und gutes Geschick zu mancherlei Arbeit entdeckte, und langsam fuhr er fort:

„Doch wäre ich wohl geneigt, dir als Laienbruder in einem Kloster Gastrecht zu gewähren, wenn du dich in allem der Ordnung fügst. . . . Kannst du schreiben?“

„Nein, Hochwürdiger. Da ich ein Jüngling war, sagte es dem Arm mehr zu, den Ger zu werfen und den Pflug zu führen.“

„Dann müßtest du's lernen. Drei Jahre will ich dir Freistatt im Kloster Abdinghof vergönnen. Dann will ich dich in die Einsamkeit schicken, wo du deine Sünde bereuen und dich ganz dem Herrn weihen magst. Wie dann Gott dein Schicksal fügt, magst du in Demut erwarten.“

Wohl war Manfred mit höhersfliegender Hoffnung gekommen, aber er bezwang sich, küßte ehrerbietig die dargebotene Hand des Würdenträgers und verließ das Gemach, in das nun schon andere nachdrängten, um vor das Angesicht des hohen Herrn gelassen zu werden. Nur mit Mühe vermochte der dienende Bruder die Ungeduldigen zu händigen.

* * *

Siebentes Kapitel.

Im Klosterfrieden.

Am Nachmittag desselben Tages stand Manfred vor dem Abt des dem heiligen Peter und Paul geweihten Zisterzienserklosters Abdinghof, das fromme Hände und Herzen wenige Jahre zuvor nach der Weise der Clunienser eingerichtet hatten. Inmitten alter Baumgruppen erhob es sich unweit des Hohen Domes zu Paderborn, nach außen durch eine hohe, weiß gefalkte Mauer abgesperrt. Freundlich lugten die reichtragenden Obstbäume über die Mauer und lockten die vorüberstreichenden Knaben und Mädchen, ihre Kletterkünste zu versuchen. Aber auch zu Steinwürfen nach den

reifen Früchten bot sich Versuchung dar, und dieser Beschäftigung lagen gerade ein paar derbe Schlingel ob, ohne der Anwesenheit des Herrn Abtes zu achten, als Manfred die Glocke läutete. Der Abt, im Gegensatz zu seinem Vorgänger Gumbert ein bequemer alter Herr, betrachtete Manfred gutmütig durch ein Glas, das er sich hin und wieder vors Auge hielt, und hieß ihn an einen lauschigen Platz folgen.

„Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant“, wie ein alter Klosterschulmann die schönen Worte im ersten Korintherbriefe, Kapitel dreizehn, übersetzt. „Kinder sind Kinder und Kinder treiben Kindisches. — So laß uns hier Platz nehmen, wo wir vor den Wurfgeschossen dieser jungen Subber sicher sind . . .“

Er nahm Manfred in etwas umständlicher Weise den Beleitbrief ab, entfaltete ihn, las ihn und nickte befriedigt. Dann fuhr er mit einer gewissen Feierlichkeit fort:

„Ora et labora, bete und arbeite! das ist der Leitspruch unserer Brüder. Ich denke, du wirst nicht gegen die Natur handeln, wenn auch du diesem Leitspruch hier bei uns folgst.“

„Ich werde mich nach Kräften mühen, mein Vater.“

Ein klein wenig wie verhaltener Trotz lag in dieser Antwort, was aber der Abt nicht zu bemerken schien, denn er erwiderte, indem er ihm die Hand reichte:

„Dann sei willkommen in unserem Hause. Ich will nicht fragen, wie in der Odyssee der Fremdling gefragt wird, woher du kommst, — nicht fragen, wer du bist, — nicht fragen, wohin du gehst . . .“ fuhr geschwätzig der Alte fort. „Ich sehe dir an, dir liegt manch Schweres auf der Seele. Das wird durch emsige Studien am schnellsten vertrieben. Wie ist's denn mit deinen klassischen Kenntnissen?“

„Ich verstehe Euch nicht, Herr . . .“

„Nun“, fragte der Abt dagegen, „hast du einmal, sagen wir, von Cicero oder Homer gehört oder gelesen?“

Manfred verneinte.

„Nein? Nichts von Cicero gehört? Nichts von Homer? Ach, mein Lieber, da fehlt dir freilich vieles an deiner Bildung; da ist dir also die Schönheit und der Reichtum des klassischen Altertums noch nicht aufgegangen.“

Aber das wirst du lernen. Nur fleißig lesen und schreiben, deutsch und latein zunächst, — vielleicht kommt dann später das Griechische. Und dazwischen immer die Buß- und Betübungen, die das Kloster vorgeschrieben hat, und die köstliche, für Herz und Leib gesunde Arbeit in Garten und Feld. Dann werden sich deine Backen auch wieder runden und du wirst wieder frisch und frei in die Welt schauen mit deinen blauen Augen. Also, nur Mut! Arbeit für Körper und Geist in rechter Abwechslung, das verscheucht am sichersten die bösen Geister."

Er winkte mit freundlicher Neigung des Kopfes Entlassung, und bald gesellte sich zu dem Neuling ein jüngerer Bruder, der ihn in seine dürstige Zelle führte.

So war Manfred als Laienbruder in die Gemeinschaft des Klosters Abdinghof aufgenommen. Jetzt hatte er Ruhe gefunden für seinen armen gehehten Leib, Ruhe für die nach Erlösung dürstende Seele. Wurde es ihm, der die Freiheit seit Kindheitstagen gewöhnt war, oft auch blutsauer, sich in die strenge Regelmäßigkeit des Klosterlebens zu fügen, das Beispiel all der anderen Brüder half ihm darüber hinweg, und nicht lange, so war ihm der gleichmäßige Gang der Arbeit zur Gewohnheit geworden. Nur manchmal wallte wohl das alte Blut des freien Sachsen in ihm auf, als wollte es die beengenden Ketten zersprengen, und in seinem Innern rief es: „Schäme dich, du stolzer Sachsensohn, dich von Roß und Schwert, von Holz und Heide zu entwöhnen, und hier fremdsprachliche Litaneien zu singen . . .“, — aber die strenge Klosterzucht, das gütliche Zureden der Genossen, der Gedanke verfehmt zu sein, sobald er die heilige Zelle verließ, brachten ihn immer wieder zur Ruhe. Und nicht lange, da rundeten sich, wie der Abt vorausgesagt, wieder die Backen, es strafften sich die Arme, und heller sahen wieder die blauen Augen in die Welt.

„Wie dir das neue Leben wohl behagen wird, Bruder?“ scherzte wohl anfangs einer der grauen Mönche. „Du siehst nicht aus, als wenn du bisher allzuviel auf den Knieen herumgerutscht wärst.“

„Nach Bart und Haar zu urteilen, bist du ein Waldmensch — wie eine Eiche im Sturm —, das Stillsitzen über

den Pergamenten wird die ungelente Hand ermüden und dir arges Kopfweh bereiten", meinte ein anderer zweifelnd.

"Und doch wißt Ihr nicht, ob meine Hand nicht kunstgeübter ist als Eure Taze," erwiderte er; und er behielt Recht, — zum Erstaunen der Brüder. Von Jugend auf der künstlerischen Tätigkeit wohl geneigt, gewöhnte er sich rasch an das ruhige Leben, und bald war ihm die Kunst des Schreibens kein Geheimnis mehr. Ja, sehr bald gewährte man, daß er in der Kunst des Schönschreibens es mit manchem der älteren, hochgelehrten Brüder ausnahm, sie gar bald darin übertraf, und wenn bei den Abschriften, die die Brüder für die Bücherei des Klosters aus alten heidnischen, aber auch aus neueren Schriften angesehener Klosterbüchereien fertigten, besonders schöne Anfangsbuchstaben in bunten Farben zu entwerfen waren, so zog man ihn gern zu Rate, und er wurde nicht müde, immer neue Muster für den Buchschmuck zu erfinden. Und als einst eine Handschrift des Heliand fertig geworden war, die die Brüder dem Herrn Abt zu seinem Jubelfest überreichen wollten, — eine kleine Bosheit lag darin verborgen, weil die grauen Brüder wohl wußten, daß ihres Abtes Sinn nur nach lateinischer und griechischer Klassizität stand, daß er aber die deutsche Dichtung für barbarisches Stammeln hielt, — da wurde er mit dem Entwurf des kunstreichen Holzdeckels betraut. Er führte ihn so aus, daß alle erstaunt waren, und erfand ein Bild, die Nonne Roswita darstellend, wie sie knieend dem Kaiser Otto ihre Werke überreicht.

"Ei, ei", scherzte der Abt, als die Brüder ihm das Kunstwerk überreichten. "Die schönen Formen der Jungfrau Roswita treten so natürlich hervor, als wäre der Bruder Cölestinus nicht immer im keuschen Kloster erzogen, sondern hätte schon eine weite Wanderung durch die sündige Welt gemacht. — Aber du weißt: ich frage nicht woher, ich frage nicht wohin. Jetzt hast du dich als freundlicher und kunstgeübter Bruder erwiesen und ich danke dir."

* * *

So gingen die Zeiten hin in immer gleichem Lauf. Kein Ereignis der Außenwelt drang an das Ohr der frommen

Brüder, wenn nicht einmal ein Bauer der Umgegend oder ein fahrender Händler, der eigenen Auffassung gemäß, berichtete, was er in der Stadt oder beim Wandern erfahren. Und nur der Traum führte Manfred wohl einmal in die vergangenen Zeiten zurück, da noch die Streit- und haßerfüllte Welt ihn umgab.

Einst lag er mit wachen Sinnen in der Morgenfrühe auf dem Lager. Dumpfe Töne hallten leise an sein Ohr, die schwangen und klangen, die summten und rauschten, bis er erwachte. Auch die Genossen seiner Zelle waren wach geworden; die einen waren auf die Knie gesunken und beteten, obwohl es doch noch nicht an der Zeit dazu war, andere rieben sich den Schlaf aus den Augen, sprachen schnell ein Ave Maria und sanken gleichfalls ins Knie.

„Steh auf, Cölestinus, — eines Bruders Seele hat ausgehaucht. Bete für ihn.“

Die Worte klangen wunderbar in ihm nach. Zum erstenmal seit Jahren, daß ihn das Sterben eines Menschen innerlich erfaßte. Wie manchen hatte er dahinfahren sehen in der Maienblüte der Jugend und der Sünde . . . Man hatte ein Loch in die Erde gegraben, sechs Schuh tief, irgendwo im Walde oder auf dem Felde; irgend ein fahrender Gesell hatte ein Kreuz über den Toten geschlagen und ihm ein paar Hände voll Erde nachgeworfen, oder, wenns hoch kam, ein Vaterunser gebetet, . . . und hier: eine andächtige Schar sank, sich demütigend vor der Allgewalt des Todes, ins Knie, und feierlicher Glockenklang geleitete die entschwindende Seele hinauf ins Licht, . . . und war doch auch ein sündiger Mensch gewesen, dessen Seele dort auf fuhr, der geliebt und gehaßt, der gehofft und geirrt hatte wie wir alle, . . . der gekämpft hatte, . . . ja, gekämpft, aber überwunden. Das war's: er hatte gesiegt, hatte den schlimmsten Feind in der Brust besiegt, sich selbst. Das war christlicher Glaube, das war des Christen Trost in allen Leiden und allem Ungemach der Welt.

„Wo bleibt nun die unsterbliche Seele?“ fragte er leise, als sie nach der Andacht zum Frühmahl den Kreuzgang entlang schritten, einen ihm Vertrauten.

„Bruder, . . . hast du noch Zweifel? . . . So komm mit.“

Er führte ihn an die Leiche des abgeschiedenen Mönches, der in einer Zelle aufgebahrt lag, während zu seinem Haupte und den Füßen je ein Bruder betete.

„Schau ihm ins Antlitz.“

Manfred blickte auf den Toten: ernst, still, feierlich die Züge im wachsblassen Gesicht wie mit dem Meißel geschnitten, so lag er da, der noch vor wenigen Tagen mit ihnen geplaudert und gescherzt . . . Kein Gram, kein Falsch, kein Schalk mehr in seinen Augen, die sonst so fröhlich gelacht; die Lider geschlossen, tief eingedrückt, . . . in selbigem Frieden.

„So sehe ich zum ersten Male den Tod“, sprach Manfred erschüttert. „Leise zieht er bei Euch ein, wie zum Kirchengang . . . Ich kannte ihn nur, wenn er in wildem Tanze dahin fährt.“

„Was hältst du von der Seele und ihrem Bleiben?“

„Die Valküren, so malte ich mirs wohl aus, tragen den gefällten Helden empor zu den Einheriern.“

„Heidnischer Spuk!“ erwiderte erschrocken der andere.

„Sieht dieser aus wie einer, der dem Loden deiner wilden Weiber folgt?“

„So habt Ihr doch recht“, versetzte Manfred nachdenklich, doch überzeugt, „. . . so habt Ihr doch recht mit Eurer christlichen Lehre. Der Bruder sieht aus wie einer, des Seele in stillem Frieden an die Brust des Vaters zurückkehrt.“

„Amen“, versetzte der andere. „Nun weist du, was du fragtest“, — und still schlichen sie hinaus.

Noch manchen der Brüder, der ihm ans Herz gewachsen war, sah Manfred dahingehen; mancher Jüngling trat neu in ihre Gemeinschaft, von frommem Sehnen getrieben, aber auch manch Alter, der die Stürme der Welt gekostet und nun Ruhe suchte für seinen siechen Leib, seine irrende Seele. Mit dem Blicke des Seelenforschers und -künstlers betrachtete Manfred alle, die vor seinen Augen aus- und gingen, und mit Staunen gewahrte er, wie verschieden die Kostgänger am Tische des Herrn sind. Da gab's Emsige und Träge, fromme Beter mit denktiefen Augen und lose Schwäzer, die

das Ende der vorgeschriebenen Gebete nicht abwarten konnten, um irgend einen losen Schwank, der ihnen eingefallen war, zu berichten; da gab's verschlossene Herzen, die alles, was sie in sich trugen, tief in der Brust zurückbehielten, und offene, die das Herz auf der Zunge trugen. Da waren Wahrhaftige und Lügner, Edle und Gemeine, Treue und Untreue, Hohe und Niedere, Gelehrte und Angelehrte, helläugig Blonde und schwarzäugig Dunkle, Kluge und Einfältige, und sie alle überschattet von der großen Kuppel des klösterlichen Gelübdes, das sie alle hineinzwang in den täglichen Dienst für Gott, in die Arbeit für den Orden, der alle Kräfte für seine wirtschaftlichen und geistlichen Ziele verlangte.

Er sah, wie der Dienst an Gott und an der Welt ineinandergriff, wie kunstreich gegliederte Maschinen, eins das andere erwärmend und belebend, stützend und bedingend, stete Anspannung des Leibes und der Seele fordernd. Ja, jetzt lernte er's erkennen: darin lag das wahre Leben: Seele, Körper und Geist in gleicher Weise zu bilden, und so ward er der Frömmsten und Tüchtigsten einer, ohne daß er selber nach Ehre und Anerkennung strebte; nur für sich selber suchte und fand er Trost und Gnade.

Einst forderte ihn der Abt vor sich.

„Man erzählt mir, Bruder Cölestinus, daß du ein Meister geworden seiest in der Kunst des Schönschreibens und Malens. Die Nonne Roswita hat's mir schon dazumalen bezeugt; man lobt auch deinen klugen und frommen Sinn, aber verschlossen bist du gegen die Brüder . . . Fühlst du nicht den Trieb in dir, dein Herz einem Freunde zu öffnen?“

„Verzeiht mir, würdiger Vater, . . . ich suche nur Ruhe für meine zermartete Seele.“

„Das ist nicht brüderlich gedacht, mein Lieber. Du weißt, ich frage nicht, woher du kommst, ich frage nicht, wohin du gehst, aber bedenke: Gott hat dich nicht allein in die Welt gestellt, sondern uns alle miteinander, daß wir in Herzens- und Leibesnöten einander beistehen . . . Auch bei der Erholung und Kurzweil ziehst du dich, wie mir berichtet wird, von den Genossen zurück.“

„Herr Abt, die Zeiten frohen Leichtsinns sind vorüber; nur in einsamen Nächten kehren sie wohl noch zu mir zurück . . .“

„Daraus sehe ich, du bist im Innern noch nicht geläutert . . . Wie wär's, wenn du vor dir selber Beichte ablegtest und in schönem Rednerschwunge und ciceronianischem Stil dein eigen Leben beschriebest? Die Mußestunden zu vergrübeln, reizt den Teufel nur an, seine Saat in die Herzen zu streuen. Fromme Rückschau zu halten, . . das ist's, was die Engel lockt, uns zu besuchen. Sie seien die Gefährten deiner Einsamkeit.“

„Ich will's versuchen, mein Vater“, erwiderte Manfred, und fortan verließ ihn der Gedanke nicht mehr.

Und mehr als früher zog er sich von den Genossen zurück, länger als sonst ging er sinnend umher, wie er's wohl begänne, von sich selber Rechenschaft zu geben, um dann, wenn er geendet und Erlösung gefunden, sein Leben in der Einsamkeit zu beschließen und seinem Gott ergeben, wunschlos zu sterben.

Und er bedurfte dieser Selbstschau, noch immer folterte ihn die Reue. Immer wieder stand das Bild des Erschlagenen vor seinem Auge, und schein sah er wohl auf seine Hände, ob das Blut noch an ihnen klebe. Mehr als je aber verfolgte ihn das Bild des treuen Mädchens, das er ins Unglück gestürzt. Noch immer fühlte er das sanfte Weben der schwülen Nacht, der er und seine Geliebte erlagen . . . Wo mochte sie weilen? Wo war der blonde Knabe, dem er Vatersorge hätte erzeigen müssen? und wieder trat das böse giftige Unkraut in seine Seele: war's denn sein Knabe? oder der Knabe jenes andern, den er haßte?

Nur in harter Arbeit fand er Ruhe vor den quälenden Gedanken, in der immer gleichen Arbeit, die ihn und die so verschieden gearteten Brüder zu gemeinsamem Denken und Leben verband.

Am liebsten war ihm der Umgang mit dem alten Pater Stephanus, der die Stelle des Bücherwirts bekleidete. Dieser hatte in früheren Jahren viel von der Welt gesehen, sich dann vor ihren Tücken in die Stille des Klosters zurückgezogen, war aber als gelehrter Mann von der harten Arbeit

befreit worden und hatte daher Muße gehabt, alle Urkunden des Klosters zu durchforschen. So war ihm vieles kund geworden, was andern verborgen blieb, und an stillen Sonntagnachmittagen, wenn die laute Arbeit ruhte, erging er sich wohl mit dem Bruder Cölestinus unter den hohen Bäumen des Gartens und berichtete ihm, was er aus der Geschichte des Landes gelesen. Wohl war die Auswahl schwer unter der Fülle des Stoffes, . . . eine Lieblingsgeschichte aber hatte er, für die nicht jeder Sinn hatte, und die er nun immer wieder gern berichtete, da er bei Manfred auf so tiefes Verständnis gestoßen war. Das war die Geschichte, die der fromme Mönch Ekkehard in St. Gallen vor mehr denn hundert Jahren in gutem Klosterlatein aufgezeichnet hatte, der Liebling der Brüder und vertraute Ratgeber Kaiser Ottos des zweiten und seiner Gemahlin. Er berichtete von der Frau Hadawich auf dem Hohentwiel, nach dem Tode ihres Gemahls Burchard verwitweten Herzogin zu Schwaben, und ihrer keuschen Liebe zu dem in derlei weltlichen Dingen so unerfahrenen Bruder Ekkehard. Er erzählte von dem Einbruch der Ungarn, die das Kloster in Asche legten, von den vielen Einfällen dieser wilden Horden ins deutsche Land und ihrer Abwehr durch das scharfe Schwert der deutschen Könige.

Ja, jetzt ging ein Licht in ihm auf, was es mit seinem Deutschtum auf sich hatte, und gern versenkte er sich mit dem gelehrten Manne zusammen in die alten Schriften, kaum daß das Läuten zur Andacht sie ihren eifrigen Studien entzog. Dem Pater Stephanus schloß Manfred sein Herz auf und berichtete zum erstenmal einem mitfühlenden Herzen, was ihn bewegte.

„Schlimmeres ist's nicht?“ erwiderte der Pater. „Nicht viel anders ist's mir ergangen, lieber Bruder. Auch ich war in Liebesbanden verstrickt und habe mich hierher geflüchtet. Darum bedarfst du aber nicht der wilden Kasteiungen, wie ich sie wohl bei romanischen Büßern gefunden. Siehe, uns Deutschen steht eine innige Versenkung in Gott wohl an; aber, wie du aus der Geschichte, die ich dich gelehrt, wohl weißt, wir Deutschen sind nicht Sklaven unseres himmlischen Vaters, wie wohl die Römer knechtischen Sinnes

das empfinden. Uns ist Gott der Herr und wir sind seine Dienstmänner; was uns gegen ihn erfüllt, das ist Hingabe und Treue, wie den schwertragenden Mann Huld und Treue gegen den Lehnsherrn erfüllt. Was das Christentum voraus hat vor der Religion des alten schwertgewaltigen Wotan, das ist die allumfassende Liebe. Das ist's, was auch dem deutschen Geiste entspricht, was aber unsern Altvordern fehlte. Mit diesen Gedanken betrachte fortan die Welt und so geh auch an deine Lebensgeschichte! . . . Was macht denn der Plan? Reifen die Früchte?"

"Das Latein wird mir schwer. Wenn ich Ekkehard's Stil mit dem meinen vergleiche, so ist's wie Nachtigallenschlag gegen das rauhe Krächzen der Elstern; ich habe keine rechte Freude daran . . ."

"Je nun, Meister Ekkehard ist einer alten gelehrten Klosterschule entsprossen, — aber warum muß denn die Sprache lateinisch sein? Das ist eine fremde Hülle, in der doch unsere deutsche Seele gereift ist. Und wenn auch der Herr Abt, der in Cicero's klassischem Stil den Zweck der Welt erblickt, nicht zufrieden sein mag, — glaube mir: die Zeit ist nahe, da die schöpferische Kraft deutschen Gemüts in heimischer Sprache sich entladen wird. Darum versuchs!"

Und fortan saß Manfred still in seiner Klause und fügte einen Satz an den anderen, — in deutscher Sprache; und je mehr er schrieb, desto mehr ging ihm die Kraft des Mutterlautes auf, und immer weiter, immer tiefer versenkte er sich in das Leben seines Volkes. Niemals aber versäumte er an Sonn- und Feiertagen das ihn stärkende Zusammensein mit dem gelehrten Freunde, sei es im Sommer unter den schattigen Kronen der Bäume, sei es im Winter am knisternden Feuer des Kamins.

* * *

So gingen die Jahre dahin in mühevoller Arbeit und beschaulicher Gottinnigkeit. Den Bischof sah Manfred selten; nur an hohen Festtagen schritt er vor den Brüdern her zum Hohen Dome, spendete den Segen, nahm auch wohl das Mahl mit ihnen gemeinsam ein. Aber er spielte keine

Rolle in dem Leben der Mönche, deren ganzes Dasein in den engen Klosterräumen beschlossen war.

Um so mehr erstaunte Manfred, als er eines Tages in die bischöfliche Pfalz gefordert wurde.

„Heute sind's drei Jahre, seit du ins Kloster tratst“, begann der Bischof.

Manfred schien sich zu besinnen.

„Du selbst weißt es nicht“, fuhr der Greis lächelnd fort.

„Nun, der Bruder Notarius hat ein sicheres Gedächtnis und ein noch sichereres Merkbuch, in dem er alle wichtigen Dinge verzeichnet. Gott hat mir Leben und Kraft erhalten. Wie steht's mit deinem Seelenheil?“

„Mein Herz ist lange in die Irre gegangen, ehrwürdiger Vater, doch habe ich überwunden“, antwortete Manfred mit zitternder Stimme.

„So hat auch dein Herz einen Sammelpunkt gefunden in Gott! — und nun?“ forschte der Bischof.

„Ich bin bereit zu tun, was mein Vater mir aufträgt.“

„Frei sollst du wählen, . . . ich zwingen dich nicht. Vorerst magst du in die Einsamkeit gehen, um weiter Leib und Seele zu kasteien, und nach aber drei Jahren magst du dich entscheiden. Willst du dann in unsere Gemeinschaft treten, so sei die Vergangenheit vergessen; willst du aber zurück in das Leben des schaffenden Bürgers oder Bauern, so will ich sehen, dir den Weg zu ebnen.“

„Ich habe keinen anderen Gedanken, als Gott zu dienen“, erwiderte Manfred tonlos.

„Dann höre zu: Ich habe ein eigen Probestück für dich ausersehen. Zwei Tagfahrten von hier, in tiefer Wald-einsamkeit, ragen über den Bergeshöhen zerklüftete Steine empor, die der Volksmund die Externsteine nennt, wegen der Tausende von Aeffstern (Elstern), die dort ihr Wesen treiben. An diese Stätte uralten Götzendienstes magst du gehen, und wie der Heilige Vater Gregor es wünscht, alles vorbereiten, damit dort einst eine christliche Betstätte entstehe. Zu diesem Ziele hab' ich die Steine für das Kloster Abdinghof gekauft.“

„Ist's dort, Herr, wo die wilden Wasser der Urzeit eine Höhle gruben, die mir Unterschlupf gewähren möchte? Wo ein tiefer Waldsee aus verstecktem Dunkel heraufträumt?“

„Eben dort . . . ! Du kennst die Stätte?“

„Ich sah sie als Kind, Herr, dann als Jüngling; . . . nicht fern davon bin ich daheim.“

Der Bischof sann nach. Sollte er den kaum Befebrten so in die Nähe seiner Heimat schicken? Er verriet seine Erwägung, denn er fuhr nachdenklich fort:

„Auch deines Vaters Erbe gehört jetzt dem Kloster zu eigen. . . . So geh' dorthin, mein Sohn, zu neuem Leben, deinen Gott zu suchen.“

* * *

Als Manfred dann vor dem Abt stand, um Abschied zu nehmen, äußerte dieser:

„Nun, meine Mahnung hat genützt. Du siehst froher aus, lieber Bruder, als einst. . . . Doch was macht das Curriculum vitae, zu dem ich dir geraten?“

„Ich habe begonnen, Herr Abt, . . . doch in deutscher Sprache.“

„In deutscher Sprache? Meinst du, die harte, ungefüge Sprache weich und schmiegsam machen zu können, um innere Gefühle darzustellen? So war meine Hoffnung umsonst, einen Cicero aus dir zu machen? Nun, ich will nicht rechten: der Herr sieht das Herz an. Lebe wohl!“

So wanderte Manfred, mit dem Segen seiner Ordensoberen versehen, einen Stecken in der Hand, in ärmlichem Mönchsgewande, nur mit geringem Mundvorrat und dem nötigsten Handwerkszeug zur Rodung des Waldes ausgestattet, zu neuem Leben in die Wildnis hinaus.

Achtes Kapitel.

Stilles Sinnen.

Wohl war es einsam auf der Wanderung, als Manfred rüstigen Schrittes durch die weite Gotteswelt dahinschritt, und doch schlich sich Freude in sein Herz ein, wie er es seit Jahren nicht gekannt. Frei umwehte ihn die heimatische Luft und in vollen Zügen genoß er der lieblichen Landschaft, deren er in der Kutte des Mönches ohne Fährlichkeit

sich erfreuen konnte. Ein Dankgebet entrang sich seiner Seele, und dem Mund entströmte seit Jahren zum ersten Mal ein frischfröhliches Lied.

Der Jugend gedachte er und unheilige Gedanken kamen über ihn; waren es wirklich böse Geister, die hier Bäume und Sträucher bewohnten, die Ried und Rain schützten und belebten? Waren es nicht die Kinder frischer Natur, Kinder des Alls, das ihn jubelnd umgab? Und waren vielleicht doch der strenge, ernste Vater im Himmel und sein himmlischer Sohn, der Erlöser, Ausgeburten schwacher menschlicher Gedanken?

Bald nahte er dem Quellgebiet der Lippe. Da rauschten die alten Bäume, hinter denen das Schloß des Edlen zur Lippe aufragte. Dort war's, wo er vor Jahren vor den Augen der lieblichen Mechtild den Speer geschwungen und das Roß getummelt; dort winkten die Baumkronen, unter denen er den Wisentstier erlegte, — und dort, tauchte dort nicht die lichte Waldung herauf, in herbftlichem Glanze schimmernd, in deren Schutze die Meintat geschah, die dann zum Fluche seines ganzen Lebens wurde?

Die Schatten der Vergangenheit stiegen wieder düster in ihm empor. Der frohe Sang verrauschte, und er besflügelte den Schritt.

Jetzt tauchten sie vor ihm auf, die lieblich geschwungenen Höhen des Osning, aber sie rührten ihn nicht. Er dachte nur der Wildnis in ihrem Innern und der Schrecknisse, die sie barg.

Froh war er, hart am Fuße des Gebirges, am äußersten Ende des bebauten Landes eine Herdstatt zu gewahren, wo der Bauer Gundolf hauste, der dem verstört dreinschauenden Gaste karge Unterkunft für die Nacht bot.

„Es kommt ein Wetter herauf,“ hörte er den Bauern sagen; „die Hexen tanzen um den Kreuzberg und der Barnacken trägt seinen Nebelhut.“

Also auch hier lebte noch der alte Glaube, die Scheu vor den alten Göttern, die Ecken, Böden und Winkel der altersgrauen Gebäude umschwebten.

In der Nacht aber kam das Wetter herauf, wie der Bauer vorausgesagt. Die Blitze huschten wie feurige

Schlangen über den nachtschwarzen Himmel, eintönig prasselte der Regen auf das schilfgedeckte Haus.

„Recht so, Thor, . . . wirf nur deinen Hammer gegen die unholden Trolle, daß sie zerbersten!“ entfuhr es den Lippen des Mönches.

„Das klingt ja wie Bauerngebet! . . . das hätte ich aus dem Munde des frommen Bruders nicht erwartet,“ fuhr der Bauer heraus.

„Auch der Mönch“, erwiderte Manfred, „hat eine irdische Heimat, in der seine Seele mit beiden Füßen steht.“

Mit der Sonne erstand Manfred vom Lager. Ein Tag rüstigen Wanderns in frischer Herbstluft durch Urwald, Sümpfe und Gestrüpp brachte ihn bei sinkender Sonne an das wilde Steingefüge, das ihm von Jugend an vertraut war.

Es war alles wie einst: hohe Baumriesen, durch wildes Gerank mit einander verbunden, überschatteten dicht den Waldesboden, keines Menschen Spur war zu erspähen, schnatternd und scheltend umflatterten Hunderte von Elstern, unwillig, in ihrer wilden Einsamkeit gestört zu sein, sein Haupt. Ihm schien's nicht geheuer in dieser Gegend; das Blut wallte ihm zum Herzen, und ängstlich forschte er nach dem Eingang zur Höhle. Er entdeckte ihn bald; mit Mühe schaffte er sich Zutritt, indem er das Laub, das die Jahre dort angehäuft, mit den Armen hinwegsetzte. Dann trat er ein, vorsichtig tastend. Er erkannte alles wieder: da war noch die Vertiefung im Erdboden, in der das Blut der Opfertiere sich sammelte, und im matten Schein einer trüben Handlampe erkannte er darüber in die Wand gemeißelt die ungeschickten Umrisse eines Pferdekopfes. Das war das Heilszeichen des Wotan, das er selbst einst als Knabe, seiner noch ungesügten Kunst sich stolz bewußt, entworfen. Schnell ergriff er den Meißel und unter seinen kräftigen Schlägen erstand an der gegenüberliegenden Wand im lockeren Gestein eine Fraze, um die Macht der bösen Geister zu brechen. So wirbelte ihm, da die Enge des Klosters ihn nicht mehr umfing, Altes und Neues im Kopfe umher.

Ruhelos lag er auf dem dürftigen Lager, das er sich in der Höhle aus eilig zusammengeraffttem Laub bereitet; dann aber fiel er in tiefen, bleiernem Schlaf, aus dem er leid-

lich erquickt erwachte, als schon die helle Sonne durch den Höhleneingang schien. Barhäuptig trat er hinaus: O Gott, wie war die Welt so schön in dieser prachtvollen, sonnen-durchfluteten Einsamkeit!

Er trat einige Schritte vor und wandte sich nach Westen; mühsam zwängte er sich durch die enge Felspalte, und siehe da: da glänzte es vor ihm auf; tief eingebettet träumte dort, schilfumrauscht, ein Waldsee, in dessen klarem Wasser sich die mächtigen Baumriesen spiegelten. Er reckte die Arme:

„Ja, das bist Du Gott, Gott der Liebe, Gott der Christen, der mir nach langem Irren die Heimat zurückgab.“

Die nächsten Tage war er darauf bedacht, die Behausung wohnlicher zu gestalten. Eine kleine Höhle neben der ihm zur Wohnung dienenden größeren schuf er zur Feuerstätte um, eine fest verschließbare Thür drehte sich bald in den Angeln, und das notdürftigste Hausgerät war in wenigen Tagen beschafft. Wie waren doch die Wochen voll von eifriger Arbeit. Mit der Sonne war er auf und vom frühen Morgen an bis zur sinkenden Nacht tätig; kaum daß er sich Zeit ließ, die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Auf einem Einbaum, den er mit dem Beile aus einem vom Sturm gefällten Waldriesen hergerichtet, besuhr er den See, der unwillig schien, daß ein sterblicher Mensch ihn sich nutzbar machen wollte, und in selbstgeknoteten Netzen fing er die silberschuppigen Forellen, die ihm zur leckeren Nahrung dienten. Das kleine Getier des Waldes fing er in aufgestellten Fallen, um sich für den Winter mit warmer Kleidung zu versehen und manches in Schlingen gefangene Vöglein, dessen Gesang er noch am Morgen gelauscht, war am Abend eine willkommene Gabe für den mageren Tisch.

Ja, fürwahr, mager war der Tisch, und vor allem: ihm fehlte das Brot; die Früchte des Waldes vermochten es nicht zu ersetzen. Da machte er sich auf und streifte die Nachbarschaft ab. Mühsam wanderte er durch die Wildnis, aber keine menschliche Behausung war zu finden. Da ging er den Weg zurück, den er gekommen, bis dorthin, wo der Bauer Gundolf wohnte, der ihm am Abend seiner Ausfahrt die gastlichen Pforten geöffnet.

„Da Ihr kein Priester seid, wie die anderen, und es nicht schlecht meint mit unsern alten Göttern, so will ich von meinem und meiner Nachbarn Vorrat schaffen, was Ihr für Euer Leben bedürft. Legt dafür ein gutes Wort für mich bei Eurem Gott ein, . . . wenn er schließlich doch der rechte sein sollte,“ — fügte er mürrisch, wie zur Vorsicht, hinzu.

Und fortan erschien, sooft der Vollmond am Himmel aufzog, ein Langohr vor der Höhle des Klausners, der auf dem Rücken einen wohlgefüllten Sack weißen Mehles, auch wohl einmal nötiges Hausgerät oder dürstigen Wandschmuck trug, womit der Einsiedler Leib und Herz erfreuen konnte.

Für die nächsten Jahre aber mußte er selber vorsorgen, und siehe da: da erklang die Art, da kreischte die Säge ganze Tage hindurch bis in die Nacht, und als einige der Waldbäume gefällt am Boden lagen, das Holz aufgearbeitet und die Umgebung gesäubert war, da taten Spaten und Rechen ihre Pflicht, und in die lockeren Furchen streute der Einsiedler goldene Saat, die für das nächste Jahr Reife und Ernte verhieß.

Das waren die guten Tage, deren der Herbst eine seltene Fülle bescherte. Müde von schwerer Arbeit des Tages suchte er abends die Lagerstatt auf, und ein fester Schlaf stärkte ihn, bis das durch das Fenster flutende Frührot ihn weckte.

Wehe aber, wenn der Nebelmann einzog und sein graues Gespinnst über Wald und Feld zog! Wenn auf dem Wasser die Nebelfrauen wogten, oder in eintönigem Rieselnd der Regen herunterrauschte, daß die Seele sich nicht aufschwingen konnte in frohem Jauchzen! Dann klang der rauhe Schrei der Raben und das Schracheln der Elstern ihm heiserer, unheimlicher denn je, und alte böse Gedanken tauchten wieder auf, ihm den Tag verdunkelnd wie graues Gewölk. Dann standen sie vor ihm, die Geister der Vergangenheit: das Haupt des Erschlagenen grinste ihm entgegen, . . . und dort . . . im lichten Gewande auf einem Falben vorüberreitend, die Gespielin seiner Jugend. Hatte er sie nicht geliebt, wie ein deutscher Jüngling ein Mädchen lieben kann? Was aus ihrem Auge sprach, aus ihrer Stimme klang, was

er selbst Edles und Schönes in sich empfand, das hatte er in ihre Gestalt hineingewoben, . . . und die hatte er verlassen. „Das war Untreue, Manfred,“ so bohrte das Gewissen in ihm; „Untreue aber ist seelischer Tod.“

Ein andermal stand er auf der Höhe, die sich, einem fahlen Rücken vergleichbar, unweit seiner Höhle ins Land zog.

Die Sonne war schon untergegangen, ein blutroter Schein leuchtete hinter zerrissenen Wolken hervor. Ein Dunstgebilde, das in weißen Wolken auslief, lag schwarz zusammengeballt über dem Moor, einige schwere Regentropfen fielen nieder, die Vögel flatterten, wie von Angst getrieben, unruhig umher. Da krachte ein furchtbarer Schlag, der ganze Himmel schien in Flammen zu stehen, schwerer Regen mit Hagel vermischt prasselte hernieder und riß die letzten Spuren des Laubes von den ächzenden Bäumen. Das Rot am Himmel erlosch, und schwarz wurde die Nacht, soweit das Auge reichte. Kaum daß es dem einsamen Menschenkinde, das unwillkürlich die Hände gefaltet hatte, gelang, tastend den Weg zur Höhle zu finden.

Von dort starrte er noch lange in die Finsternis hinaus. Die Bäume bogen sich tief unter der Wucht des Sturmes, das Wasser floß in Strömen auf dem mühsam gebahnten Fußpfad dahin; ein Donner Schlag folgte dem andern, Blitz auf Blitz durchzuckte den schwarzblauen Himmel.

Nie hatte er, der Einsamkeit und den Stimmen der Natur seit langem entwöhnt, so unmittelbar die Kraft eines solchen Naturschauspiels gefühlt, seine Wucht empfunden. Es war nicht Furcht vor dem Gewitter, was ihn ganz erfüllte und leise erzittern machte; es war mehr das Schauergefühl ehrfürchtiger Andacht vor den Naturgewalten, das ihn durchströmte, als er ihnen einmal schutzlos ins offene Auge sah. War das nicht Donar, der dort im Wagen durch die Wolken fuhr, der im Blitzstrahl die feurige Art herniederwarf? Er, der stärkste und tapferste der Götter, den die in den Kampf ausziehenden Krieger besangen? Konnte, durfte man ihn denn leugnen? Hatten nicht die Ahnen ihm heilige Haine geweiht und war es nicht Frevel gewesen, daß der christliche Glaubensbote Winfrid die ihm heilige Eiche bei Weismar fällte?

Er rechnete nach: ja, heute war Thors Tag, der dem Donar geweihte Tag. Und wieder krachte ein Schlag; klang das nicht, als wenn er den Mjölner, den zermalmenden Hammer, gegen Riesen und Trolle schwang, ihr Haupt zu zerschmettern? Fast glaubte er den roten Bart des Gottes im Licht des wieder aufzuckenden Blitzes leuchten zu sehen.

So peinigte ihn der alte Glaube, die Zweifel verließen nicht seine Brust. Tagaus, tagein dasselbe Bild; wenn der Wind durch die Kronen der Bäume fegte, glaubte er Wotans wildes Heer zu spüren, das durch die Lüfte dahinstob. Als der Herbst seinen Fruchtkorb mit Beeren und wildem Baumobst ausschüttete, war es nicht Frau Holle, die ihm ihre Gaben sandte? Wenn er dann aber zum Kreuze aufsah, das über seiner Lagerstatt hing, faltete er wohl die Hände und betete:

„Mächtig hallt, o Herr, Deine Stimme über die Erde, wenn Du zürnest; — Du bist ein starker, eifriger Gott.“

Lange stand er noch unbeweglich; wenn der Donner schwieg, klang nichts an sein Ohr, als das Brausen des Windes, das einförmige Prasseln des Regens, das dumpfe Grollen der Föhrenwipfel zu seinen Häupten.

So kämpften seine Gedanken in wildem Streite gegeneinander und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Erst allmählich flaute der Regen ab, der Donner wurde leiser, die Blitze seltener, und ein frischer Hauch neugestärkten Lebens wogte über dem erquicktem Erdreich. Es wurde Nacht. Groß und hell leuchteten die Sterne, und auch in sein zerrissenes Herz zog wieder Friede und Ruhe ein. Immer früher zog die Dämmerung herauf, der immer schwärzer die Nacht folgte. Wenn goldener Sternenschein sich über ihn ausbreitete, oder der Mond sein silbernes Licht herniederfluten ließ, dann war seine Seele stille, und gern schlenderte er vor seiner Höhle auf und nieder, liebliche Gedanken des Friedens im Busen bergend. Wenn aber schwarze Wolken über dem Himmelsgewölbe lagen, dann kamen wieder die bösen Gedanken. Wohl war er in der Heimat, aber Vater und Mutter waren gestorben, Freunde und Geschwister hatte er nicht, und so war ihm die Heimat zur Fremde geworden.

So ging's den Winter hindurch. Ja, wenn der einzog, wie ein siegreicher Feldherr, in strahlendem Gewande, den weißen Mantel von Schnee mit tausend blitzenden Demanten besetzt, dann jauchzte auch Bruder Manfred ihm zu, und auf kleinem, flinken Schlitten glitt er jubelnd ins Tal hinab, sodaß alle, die den ernstesten, scheuen Einsiedler kannten, sich baß gewundert hätten über sein verwegenes Tun. Aber das waren seltene Tage. Meist war der Himmel mit eintönigem Grau überzogen, und durch die Spalten der Felsen pfiff scharf und frostig der Wind.

Die Tagesstunden hindurch schaffte er emsig mit Art und Spaten. Wenn aber die Sonne gesunken war, kauerte er einsam in seiner Höhle beim trüben Schein der kleinen Lampe; schaurig klang das Geheul hungernder Wölfe und das Schnauben des Schwarzwildes an sein Ohr. Die Kunst, den Tag nach dem Kalender zu bestimmen, hatte er im Kloster gelernt; so ward es ihm kund, als die heiligen zwölf Raubnächte begannen, in denen alle Arbeit ruhte, weil in ihnen Wotan auf seinem Schimmel durchs Land reitet. Mit Säusen und Brausen zog das wilde Heer durch die Lüfte, daß die scheue Menschenseele sich vor dem gewaltigen Ansturm der finstern Mächte zitternd verbarg.

Der Sultag war sonnig. Ihm folgte ein sternklarer Abend und zum ersten Mal nach langer Frist stieg er wieder hinauf auf die Höhe des Osning und freute sich des weiten Blickes über das in tiefem Schweigen daliegende, von weißer Schneedecke überspannte Land. Ein Nachtvogel strich leise an ihm vorbei; er hörte das Rauschen der Schwingen. Langsam und feierstill löste sich der rote Mond vom Horizonte, und stieg — mählich kleiner und blasser werdend — langsam, feierstill hinauf, als scheue er sich, die Stille der Nacht zu stören, rings Berg und Tal in silbernen Schleier hüllend.

Da stand es vor ihm auf, was er so lange entbehrt; es erwachte in ihm das Gefühl von der Schönheit des Lebens. Wohl hatte er geirrt und schwer gefehlt — aber bot nicht sein Leben doch der Sonnenblicke genug? Er gedachte seiner Lebensfahrt, die er aufzuzeichnen begonnen, und

als er in seiner Klause beim wärmenden Trunk saß und das Buch hervorholte, — wie er nun langsam Blatt für Blatt umschlug und die Vergangenheit aus den alten Blättern zu sich emporsteigen ließ, da ging es wunderbar durch seine Seele. Wieviele Hoffnungen hatten damals seine Brust erfüllt! Was war davon geblieben? . . . Er stand auf und trat vor die Höhle; in der Ferne flutete wie ein breiter Streifen Silber in langen leisen Wellen die mondbestrahlte Heide. Und wie er so da stand, in die Wunder der Mondnacht starrend, tief in andächtiges Schauen versunken, da löste sich ihm ein Bild aus der Vergangenheit los: er sah sich selbst in der Zeit des Gährens, der schwellenden Kraft, wie er mühsam durch Moor und Sumpf den Weg sich suchte, einem Jagdtier auf der Fährte, und er sah sich, wie er durch lachende Fluren und goldgelbe Aecker wanderte, entlang am schäumenden Bach, oder singend über grünen Waldgrund und moosüberspinnene Felstrümmer hastete, nicht bedenkend, ob der himmlische Vater oder der lichte Baldur ihn schützte.

Was war aus all den goldenen Träumen geworden? War seine Jugendkraft stark genug gewesen, über den grauen Alltäglichkeiten des Lebens immer den leuchtenden Schimmer zu sehen, nach dem alle strebenden Seelen sich sehnten? Nein, die Schatten der Nacht hatten so oft den goldenen Traum verscheucht. Das sollte, das mußte anders werden. „Das Leben ist schön,“ flüsterte es in ihm, „gib dir nur Rechenschaft; du selbst bist ein Glückskind, das da geboren ist, aus dem tiefen Born des Schmerzes das leuchtende Glück hervorzuholen.“ Und fortan saß er alle Abende am Tagebuch, Seite auf Seite füllte sich mit den Ereignissen seines wechselreichen Lebens, und ein kunstvoll gemaltes Bild nach dem andern zeichnete seine kunstgelübte Hand.

Jetzt verschwand die Bagnis der Wintertage. Immer früher ging die Sonne auf, immer weiter spannte sie den täglichen Bogen, von Tag zu Tage sank sie später ins Tal, nur wenige Male noch wechselten Vollmond und Neumond, da war der Winter vorbei und es ward wieder Frühling auf Erden. Nicht zaghaft und langsam kam er heuer geschlichen, nein, froh und lustig sprang er heran, wie ein

wilder Knabe mit wilden Sätzen, sodaß, wer sein sonniges Lachen sah, mitlachen mußte aus ganzer Seele.

Ja, all ihr guten Götter des Himmels: du glänzender Heimdall mit dem Gjallarhorn und du leuchtender Baldur, du Schönster und Bester unter den Göttern, der du im Himmelslichte thronst, in dem nichts Unreines sich findet, den der Lanzenstoß des bösen Loki tötete, damit du dereinst am Ende der Tage in Herrlichkeit wiederkehren magst: darf ich dich nicht dem Herrn Christus vergleichen, dem Sohne des höchsten Gottes, der für uns sündige Menschen den Opfertod litt? Warum quälst du dich also, Manfred, mit den dunkeln Gedanken? Gott ist die Liebe, und sein Sohn hat sich geopfert, der sündigen Menschheit zu dienen. Den Trost findest du gleichermaßen im Glauben der Väter wie in der Lehre der christlichen Priester.

Von da an ward seine Seele ruhiger, und wenn auch die wilden Stürme wohl einmal wiederkehrten, wenn auch die Scham über sein verlorenes Leben, über den Verrat an seiner Jugendgeliebten, die Erinnerung an die Meintat gegen seinen Lehnsherrn und Gebieter ihn noch öfter niederdrückte, jetzt hatte er einen Halt gefunden: die Erlösung der sündigen Menschheit durch Gott. Das war ihm das Wesen aller Religion, — mochte er dem Christengott oder den alten Göttern seiner Ahnen zuschwören.

Wenn solche Seelenstürme über ihn niederfuhren, dann versenkte er sich in seine Arbeit draußen in Wald und Feld oder drinnen in der Klausur, und als er einst eines Sonntags von langer Wanderung heimkehrte, auf der er die weitere Umgebung erforscht hatte, mit all ihren alten Erinnerungen aus der heidnischen Vergangenheit, da klang mahnend der Wunsch des Bischofs in ihm wieder: dort, wo er hauste, ein Heiligtum erstehen zu lassen, zu dem dereinst fromme Beter wallten. Wäre es nicht schön, wenn hier eine Waldkapelle entstände, deren Glockengeläut warm in die Runde ertönte, wenn Felswände und Gestein ihren Klang weithin widerhallten?

Schnell war der Plan entworfen, und nun hatte er so viel zu schaffen bei hellem Sonnenschein oder trübem Lampenlicht, daß die Tage nicht reichten. Jetzt zerspaltete er

die Balken, sägte und hobelte Bretter und Leisten; bunte Farben schmückten das zierlich bearbeitete Holzwerk, bald war die Höhle geziert, mit einem Altar und kunstvoll geschnitten Schrein versehen, und eine schwere Eichentür drehte sich in den Angeln. Was er aus der Bischofsstadt Paderborn dazu gebrauchte, ließ er sich durch die Bauern der Umgebung holen, die sich dem frommen Bruder, der für sie betete, gern willfährig zeigten.

Auch den Scharen von Elstern, die mit ihrem hastigen Flattern, mit ihrem Schracheln und Schelten ihm so oft die Ruhe gestört, sagte er Fehde an, raubte den Brutstätten die Eier und zerstörte mit Hilfe der umwohnenden Bauern ihre Nester, und als der Sommer zu Ende ging, schwangen sie sich auf und kehrten mit lautem Geschrei der ungasflich gewordenen Stätte den Rücken.

* * *

Als Manfred im Frühjahr einst abends ermüdet von der Feldarbeit zurückkehrte, fand er einen Mönch in grauer Kutte vor dem Eingang der Klausur stehen, der seine Hand freundlich auf einen neben ihm grasenden Esel gestützt hielt. Sofort erkannte er in dem Gaste den Bruder Bruno, der ihn freundlich anrief:

„Grüß Gott, Bruder Cölestin. Hast du dir's hier wohllich gemacht, lieber Bruder? So läßt man's sich gefallen. Nur mit des Leibes Nahrung scheint's hier kümmerlich bestellt, — dein Rock fliegt dir nur so um die dürren Knochen.“

„Feldarbeit vertreibt das faule Fett, aber den Kopf hält sie klar und das Herz fröhlich.“

„Das kannst du brauchen, . . . aber ich meine, auch ein gutes Schinkenbein und ein frischer Trunk sind nicht zu verachten. Und da hab' ich dir vom Bruder Küchen- und Kellermeister gute Sachen mitgebracht, die mein Brauchen mühsam auf dem Puckel herantrug. Und weil ich meinte, du würdest nichts dawider haben, habe ich mir's inzwischen hier in deinem Sanktuarium bequem gemacht. . . . Nichts für ungut!“ fügte er wie zur Entschuldigung hinzu. Denn, als sie eintraten, fand Manfred den für heilige Zwecke be-

stimmten und geschmückten Raum aufs Weltlichste zu-
gerichtet. Der Tisch war mit seltenen Leckerbissen bedeckt,
wie ihn die Wildnis hier noch nicht gesehen; einem Fäßchen
Bier war der Spund geöffnet und der schäumende braune
Trank perlte bereits in einem für heilige Handlungen be-
stimmten Becher.

„Nichts für ungut, Bruder,“ begütigte er den Klausner,
als er auf dessen Gesicht ein mißbilligendes Staunen ge-
wahrte, „bedenke den weiten Weg. Nun wollen wir uns
erst einmal stärken, . . . und dann den Auftrag des Klosters
erledigen. — Komm, setz dich her.“

„Laß dich nicht stören“, erwiderte der Einsiedler, „aber
mich magst du entschuldigen. Mein Gaumen ist solche Dinge
nicht mehr gewöhnt!“ und er holte lächelnd sein karges
Mahl hervor, was den anderen nicht hinderte, tapfer in die
mitgebrachten Vorräte einzuhaufen. Endlich ließ sich auch
Manfred bewegen, einen Becher des vom Kloster selbst ge-
brauten Bieres anzunehmen, . . . und das war für Bruno,
der ein Freund guten Lebens war, ein Zeichen, jetzt ohne
jede Einschränkung der edlen Gabe zuzusprechen.

„Mit Staunen sehe ich, was du schon alles geschaffen“,
begann Bruno, „und selbst ein Totenbett hast du dir aus
dem Stein herausgehauen . . .“

„Wer weiß, wann der Tod den Menschen befällt? . . .
drum grub ich mir das Grab, um hier, wo ich mich selbst
wiedergefunden, auch im Tode zu ruhen. . .“

„Aber in einem so engen Bett? Das sieht ja aus wie
eine Wanne, worin, wie ich in der Kaiserstadt Lachen selbst
gesehen, vornehme Leute nackend ihren Leid baden . . .“

„Du scheinst kein Freund vom Baden zu sein“, lachte
Manfred.

„Da sei Gott vor. Als Knäblein hat mich, gleich nach-
dem ich die Wände beschrieen, die Umme in einer Wanne
gebadet, — — und wenn ich dereinst in den Schoß der Ewig-
keiten zurückkehre, wird's wohl meinem armen Leib wieder
begegnen. Die Zeit dazwischen aber bestimme ich selbst über
meinen Leib und da spräche ich ein Anathema aus über jeden
Tropfen Wassers, der meine Haut nehen sollte.“

„Und ich“, erwiderte Manfred, „schwimme, seitdem es warm geworden, Tag für Tag in dem Waldsee und erfrische mich an der kühlenden Flut.“

„Da sind wir eben verschieden geartet, . . . doch glaube mir, die meisten Brüder handeln wie ich. Aber komm, ich habe noch einige Flaschen süßen Weines mitgebracht, mit Ingwer und anderen feinen Gewürzen wohl durchtränkt. Die laß uns leeren; ich denke, darin stimmen wir überein. Da habe ich dem Abt mal wieder ein Schnippchen geschlagen“, schwatzte Bruno weiter, als der süße Wein in den Bechern glänzte. „Zu den heiligen Pfingsten nämlich hatten wir im Kloster ein kleines Fest. Nun, wie's dann so geht, wir hatten dem Wein tapfer zugesprochen und ich kam ein paar Avemaria zu spät zur heiligen Messe. Läßt mich der Abt rufen: „Höre, Bruder Bruno“, sagt er, „da du scheinbar keinen Wert auf die Messe legst, magst du von ihr ein paar Tage Dispens haben“, . . . und gab mir den Auftrag, hier einmal nach dem Bruder Cölestinus zu sehen. Dachte gewiß, ich sollte hungern und dürsten. Weil aber die Brüder Küchen- und Kellermeister sich deiner Anwesenheit freundlich erinnerten, und ich nicht müde wurde, für dich zu bitten, . . . wahrlich ohne an mich dabei zu denken, . . . habe ich ihm eine Nase gedreht, — du nimmst mir's ja nicht übel, Bruderherz . . .“ und hart klangen die Becher aneinander.

Solange die trübe Lampe ihr Licht spendete, saßen die beiden zusammen und gedachten der vergangenen Zeit. Am nächsten Morgen froch Bruno spät, mit trüben Augen und schwerem Kopf, von der Lagerstatt.

„Wahrlich Bruder, du hättest bei deinem Fleiß ein weicheres Lager verdient. Ist mir's doch, als hätte ich die ganze Nacht auf der Marterbank gelegen“, sprach Bruno und reckte die Glieder.

Dann aber ging er daran, den Auftrag des Abtes auszuführen. Er wanderte mit Manfred die Wirtschafft durch und ließ sich alles erklären. Und der Erfolg war, wie Manfred gehofft und erbeten: nach wenigen Tagen schon kam ein Wagen, von zwei kräftigen Pferden gezogen, unter klingendem Schellengeläut aus dem Kloster an, der ihm allerlei

Vorrat brachte, dessen die kleine Wirtschaft noch bedurfte; einige Schafe und Ziegen, ja eine tüchtige Milchkuh, wanderten hinter dem Wagen her.

So ging, als der Sommer zu Ende war, Manfred, zufrieden mit dem Erfolge seiner Arbeit, mutig ins zweite Jahr der Einsamkeit hinein.

* * *

Neuntes Kapitel.

Erlösung.

Die Kunde von dem Wirken des Klausners hatte sich in der noch spärlich bewohnten Gegend herumgesprochen. Die Bauern, die ihm allmonatlich nach Vollmond den Wirtschaftsbedarf brachten, berichteten es in ihrer Freundschaft und Sippe, und wenn auch die Höfe weit von einander zerstreut lagen und die Reise Beschwerlichkeiten in Menge bot, so verging doch kaum eine Woche, in der er nicht diesem oder jenem Nachbarn Gastfreundschaft gewähren konnte. Sie hatten ihn gern, den verschlossenen, ernsten Mann mit dem langen, rotblonden Barte, der, wenn er einmal gut aufgelegt war oder auf die Jugendzeit zu sprechen kam, seine Augen so lustig und schalkhaft umgehen ließ und so herzlich lachen konnte.

Das hatte ihn die Einsamkeit wieder gelehrt, der traute, stille Umgang mit der heimatlichen Erde.

Eines Tags, als er von der Feldarbeit heimkehrte, um sich das Mahl zu bereiten, klang ihm ein Sang aus heller Jünglingskehle entgegen:

„Kume, kume geselle mîn, ich enbîte harte dîn,
ich enbîte harte dîn, kume, kume geselle mîn.

Süezer, rôsefarwer munt, kum und mache mich gesunt,
kum und mache mich gesunt, süezer, rôsefarwer munt.“

Welche Erinnerung weckte das Lied! Er trat näher, als der Sang verstummt war, und sah vor der Tür einen Jüngling stehen, helläugig und blond, schlank gewachsen, der eben erst den Jahren der Reise entgegen sah.

„Verzeiht mir, frommer Bruder“, begann er bescheiden, „ich hätte wohl eine Bitte an Euch.“

Die hellen Augen sahen mit einem verhaltenen Troß, doch bittend zu dem Klausner auf; man sah, noch kämpfte in ihm die Unsicherheit der Jugend und die beginnende Willenskraft des Mannes.

„Was ist dein Begehr?“ fragte der Einsiedler freundlich. „Wenn ich kann, will ich dir helfen, denn dein Gesang hat mich erfreut. Sitz nieder an meinem Tisch und laß es dir gut sein. Jugend greift gern nach gutem Mundvorrat, . . . und heut kann ich ihn bieten“, setzte er froh hinzu, indem er eine Handvoll reifen Obstes aus seiner Kapuze schüttete.

„Insonders, wenn sie zwei Tage im Walde umhergeirrt ist“, ergänzte der Jüngling und fuhr dann fort:

„Ehrwürdiger Vater, ich hörte von Euch, daß Ihr guten Rat gewährt jedem, der ihn begehrt. Ein Hilseflehender kommt zu Euch.“

„Welcher Hilfe begehrt du, mein Sohn?“ Er forschte in den Augen und Zügen des andern; wie eine Ahnung, eine Offenbarung, stieg es aus der dunklen Zeiten Erinnerung licht in ihm auf.

„Man erzählt im Gau, daß Ihr, bevor Ihr das geistliche Gewand trugt, weit umhergetrieben seid in der Welt. Da möchte ich Eures Rates begehren, denn auch mich treibt es mit innerer Gewalt fort von dem Hofe, der mich erzog.“

„Was treibt dich fort? Bist du nicht bei den Eltern daheim in treuer Hut?“

„Nur bei der Mutter, . . . der Vater ist tot. Er sei, sagt man, in fremde Lande gezogen, weil er, der Freigeborene, Fremdenherrschaft nicht ertragen mochte. So geht's auch mir. Ich und die Mutter sitzen frei auf unserem Hofe, altem Sachfengeschlecht entstammend. Aber die kaiserlichen Dienstmannen kümmern sich nicht um unsere Rechte und treiben das Hufengeld ein, als seien wir ihre Knechte. Und wenn wir nicht willig zahlen, so strafen sie uns wohl an Geld und Gut . . .“

„Und deshalb wolltest du fort? fragte der Aeltere mit einem Tone des Vorwurfs in der Stimme.

„Es ist noch mehr: Mein ganzes Sinnen treibt mich hinaus. Mir ist's zu still auf unserem Hofe, zu einsam in

Wald und Heide. Aus dem Munde fahrender Leute habe ich von kühnen Taten und Abenteurern gehört, die das Kreuz gegen die räuberischen Muselmanen verteidigen . . .; ich bin alt genug und stark und in allen Künsten des Leibes der erste im Gau."

"Dränge die Tatenlust zurück, mein Sohn", erwiderte Manfred weich, "und bebaue weiter den Hof der Mutter. Das bist du dem Andenken deines Vaters schuldig."

"Aber ich möchte den Vater rächen, der, wie ich wähne, in der Fremde verdarb. Noch ist der Frevel, der an ihm begangen wurde, ungerächt, und seine Seele irrt, fürchte ich, umher wie ein Irrlicht, und kann keine Stätte der Ruhe finden. Sein Grab möchte ich suchen draußen in der Welt, und leise mit der Hand darüber streichen, auf daß seine Seele die ewige Ruhe finde."

"Mächtig und unftet braust's doch in so jungem Kopf", lächelte Manfred, wohlgefällig den kräftig gebauten Jüngling betrachtend, der jetzt ebenso tapfer, wie er zu sprechen wußte, in das inzwischen bereitete Mahl einhieb.

"Aber wer sagt dir, daß der Vater nicht doch noch wiederkommt?"

"Wie sollte er zurückkehren? Mehr als sechzehn Jahre sind's, seit er hinauszog, . . . ebensoviele Sommer und Winter zähle ich. Längst wird er von Türken oder Heiden erschlagen sein . . ."

"Gottes Wege sind wundersam, mein Sohn. Wer mag es wissen, was Gott Euch beschieden hat. Doch sprich mir von deiner Mutter . . ." beehrte er, und seine Stimme zitterte.

"Die Mutter ist eine gute, eine kluge und tapfere Frau," erwiderte der Jüngling, und Tränen traten ihm in die Augen. "Es wäre mir leid, sie lassen zu müssen . . .", und als der Aeltere nichts erwiderte, fuhr er fort:

"Sie allein zog mich auf in aller Zucht und Ehrbarkeit und führt kraftvoll wie ein Mann die Wirtschaft auf dem Hofe. Eine Schuld, die sie von dem Juden Ibrahim in Paderborn aufgenommen, weil der Hof in den bösen Kriegsläufen gelitten hatte, hat sie bis aufs letzte getilgt, und auch

die härteste Arbeit nicht gescheut. Alle achten sie gleich einem Bauern in der ganzen Umgebung."

"Ist sie fröhlichen Sinnes, und wie sieht sie aus?"

"Schön ist die Mutter auch heute noch . . . Wenn ihr rotes Haar im Winde flutet, ist mir's oft, als sei sie eine Walküre", rief er begeistert. "Berchta heißt sie, wie die strahlende Göttin . . ."

Berchta . . . ! Wie klang der Name von den Lippen des Jünglings. Doch Manfred bezwang sich und fragte:

"Woher kommt dir die Kunde von der heidnischen Göttin, Knabe?"

"Die Mutter hat's mich gelehrt, . . . und die kennt es vom Vater. Viel hat sie mir erzählt von den Geschichten unserer Heimat und ihrer Bewohner, . . . von frohen, wilden und todesmutigen Taten, und von den alten Göttern, die noch heute heimlich ihr Wesen treiben. . . ."

Scheu sah er sich in der Höhle um, . . . doch mochten die vielerlei christlichen Zeichen, die von Manfreds Künstlerhand stammten, ihn beruhigen.

"Aber", fuhr er fort, "ihr Sinn ist herb geworden von vielem Leid, und die rechte Fröhlichkeit bricht selten hervor."

"Und die willst du ihr wohl schaffen, indem du sie verläßt?" spottete der Klausner. "Sorge du vielmehr, daß sie wieder fröhlich werde! Daß sie in dir und deiner jungen Kraft den Gatten wiedergewinne, den ein hartes Geschick ihr entriß . . . Und grüße sie von dem Einsiedler hier bei den Aeffern."

"Die Mutter kennt diese wilden Steine, . . . aus ihrer Jugendzeit her, . . . wo sie mit dem Vater hier bei den heidnischen Festen den Reigen gesprungen ist. . . . Hörtet Ihr mich singen, eben als Ihr kamt?"

"Ich hörte es; was war's für ein Lied?"

"Ein weltlich Lied, Herr, aber eins, das die Mutter liebt. Ich kenn's von ihr, . . . da kann's nichts arges sein!"

"Es ist kein arges", erwiderte er tonlos. "Kennst du noch mehr der Lieder, die sie singt?"

"O ja, mein Vater." . . . Wie klang der Name "Vater" aus diesem Munde in Manfreds Ohr.

"So laß hören . . ."

„Noch eins, das die Mutter singt, wenn sie traurig ist.“
Und hell klang es durch die dunklen Räume der Höhle:

„Ich zög mir einen Falken mêre dann ein jâr
dô ich in gezamete als ich in wolte hân
und ich im sîn gevidre mit golde wol bewant,
er hûob sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant.“

(Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr. Als ich ihn gezähmt, wie ich ihn haben wollte und ich ihm sein Gefieder schön mit Gold geschmückt, schwang er sich hoch auf und flog in ein anderes Land.)

Manfred schwieg. Der Jüngling aber fuhr fort:

„Mutter sagt, ich sähe dem Vater so gleich; auch trage ich denselben Namen: Manfred heiße ich.“

„Um so mehr mußt du, wenn du herangewachsen bist, ihn ersetzen.“

„Anders hatte ich mir Eure Hilfe gedacht“, entgegnete der Jüngling, „aber vielleicht habt Ihr recht.“

„Wer Rat begehrt, muß auch auf den gefaßt sein, den sein Herz nicht wünscht.“

„Und ist das Euer letztes Wort?“

„Mein letztes! . . . Und du wirst folgen?“ Er bohrte seinen Blick nachdrucksvoll in den des Sohnes. Der senkte die Augen nieder und sann, dann sagte er fest:

„Begehrt keinen Dank von mir, . . . aber ich werde folgen.“

Der Jüngling ging. Manfred aber stützte das Gesicht in die Hände und weinte bitterlich. — „Auch das noch!“ entrang sich seiner Seele. „O, Gott, deine Strafen sind nicht gelinde.“

*

*

*

Und weiter schritt die Zeit. Manches war, wenn Manfred zurückblickte, geschehen, die Einsiedelei freundlich zu gestalten. Das Geschrei der Elstern war vor dem Klopfen und Hämmern, vor den menschlichen Stimmen und der ihre Einsamkeit störenden Lichtung des Waldes verstummt. Eine freundliche Wiese grenzte an den stillen, im Sommer von weißen Wasserrosen und gelben Mummeln übersponnenen

Waldsee. Die Felshöhle war von kleinen, freundlichen Feldern umgeben, vor ihr verbreitete ein Garten mit Küchen- und Heilkräutern lieblichen Duft und war freundlich anzusehen. „Bete und arbeite“ war der Wahlspruch seines Lebens geworden. Und dennoch kehrte die Ruhe nicht in sein Herz. Allzu tief saß der Zwiespalt in seinem Innern; mit Keulenschlägen tobte Wotan gegen den Herrn der Christenheit in seiner Brust.

Der Ostersonntag war da. Blau spannte sich der Himmel zu seinen Häupten, von lichten Wölkchen zart überhaucht; an den Bäumen zitterte die Sonne durch das leichte knospende Grün.

Im ersten Frührot hatte er die Klause verlassen, das Licht des erbleichenden Mondes hatte noch auf dem Spiegel des Waldsees gelegen; tiefe Stille ringsum, nur das braune Schilf flüsterte und rauschte im leichten Morgenwind, ein Zug wilder Gänse strich in langem, schiefen Winkel klagend durch die Luft. Dann war er die wohlbekanntenen Pfade gewandert, um von der Höhe des Kammes auf einem Steinblock sitzend, Umschau zu halten ins weite Land. Jetzt war es hell geworden, bunte Farben hatten sich aus dem grauen Einerlei gelöst. Weißgrün schimmernd lag die weite Heide unter ihm, und am fernen Horizont, da wo die Sonne empor tauchen mußte, sprühten unzählige Lichtfünkchen auf, als trüge sie ein Diadem auf dem Haupte, aus geheimem Lichtquell gespeist. Und endlich blinkte es auf wie funkelnder Krystall, von rotem Golde umflossen, immer größer, immer leuchtender, bis sie ganz emporgetaucht war in ihrer alten, ewig jungen Schönheit, . . . sie, die strahlende Sonne, die Mutter alles Lebens, die jetzt die jungfräuliche Erde mit rotem Glanz überspann. Jubelnd schwangen sich ihr die Lerchen entgegen, und rasch erwachte das Leben des Tages, wichen die Schatten der Nacht. Und mit der Sonne zog Friede und Freude ein überall, wo Menschen atmeten, in die vom Nachtspuß gequälten Herzen. Wenn das Tagesgestirn erscheint, fliehen die bösen Gespenster, die Eulen und Fledermäuse; das unheimliche Gezieser der Nacht zieht sich zurück von dem ihm verhaßten Licht und die lieblichen Gespielen des Tags kommen herauf, den Menschen zu erfreuen,

zwitschernde Vögel und surrende Käfer, Elfen und Wichtelmännchen, Glück und Hoffnung, Glaube und Liebe.

Da quoll unendliche Sehnsucht nach der schönen Heimat in seinem Herzen auf. Er griff zum Wanderstabe und mit einem Jubelschrei auf den Lippen, als wäre alles Erdenleid von ihm genommen, raffte er sich auf zur fröhlichen Fahrt. Den oft betretenen Pfad zog er dahin nach Westen zu, und als die Sonne ihm zu Häupten stand, da hatte er den Rand des Waldgebirges erreicht, von wo er in die weite Ebene hinabschaute, der die Quellen der Lippe entströmten. Unheimlich still war's rings umher — all das Waldgetier schwieg —, auch der helle Mittag ist eine Zeit für Gespenster.

Sinnend saß er auf einem vom Wintersturm gefällten Baumstamm, Bangnis im Herzen. Da tönte es ihm aus weiter Ferne entgegen wie leises Bienengejumm, von leichten Winden herübergetragen, und das scharfe Auge erspähte die Türme von Paderborn, von deren Glockenstuhl der schwingende Ton kam. Tief und machtvoll durchzitterten die zarten Klänge sein Herz und erfüllten ihn mit Andacht. Hinweg gewischt waren die Gestalten heidnischen Spuks, die ihn so oft gequält, und das lichte Bild des Erlösers tauchte strahlend in ihm auf. Wieder sah er die Stätten, wo er als Jüngling geweilt, . . . dort das Gehölz, wo die unglückliche Tat geschehen war, — dort, weit hinten, hinter den hohen Bäumen, ragten die festen Türme des Schlosses auf, wo Herr Bernhard zur Lippe mit seiner Gemahlin hauste, — aber das Bild des Erlösers, das vor seiner Seele schwebte, heute am Tage seiner Auferstehung, vertrieb alle finstern Gedanken und grub sich tief in seine Seele.

So wanderte er als hoffender Christ den Weg zurück.

* * *

Es ging zum Abend.

Ermüdet von der langen Wanderung hatte er sich auf einen Stein vor seiner Klause gesetzt, also daß er die grauweiße Wand der Externsteine vor sich hatte. Das wilde Gerank, um das schon das erste zarte Grün sich schmiegte, bot eine anmutige Umrahmung. Die Strahlen der sinkenden Sonne schlichen sich heimlich durch das Geäst der Bäume,

die Luft erglänzte in buntem Farbenspiel. Der müde Körper lehnte sich rückwärts gegen den Stamm der mächtigen Linde, die arbeitsfrohen Hände rasteten, die Augenlider senkten sich und helle Bilder des Trostes und der Liebe tauchten vor ihm auf, wie sie voll hoher Wonne wohl der Mann empfinden mag, deß Geist lange in die Irre gegangen ist, unter dem Druck der Verantwortlichkeit und Sünde schmachtend, und der nun die Erlösung nahen fühlt. Ein fester Schlummer umfing ihn bald, und siehe da: ein Traumbild erstand vor ihm auf der glatten Wand des Felsens, der von Brombeerschößlingen umrahmt, seine Fläche ihm zukehrte: Adam und Eva, das erste Menschenpaar, von einer Schlange, dem Sinnbild der Sünde, umstrickt, heben in inbrünstigem Verlangen nach Erlösung betend die Arme empor, dorthin, wo ein gewaltiges Kreuz sich leuchtend erhebt, darüber Gott Vater selber die Fahne des Glaubens schwingt.

War das die Erlösung, die er suchte? Die Erlösung von dem tiefen Fall, den das in Sünde und Schuld gefallene erste Menschenpaar getan? Und weiter belebte sich dem Träumenden das Bild: Christus, der Erlöser am Kreuze hängend, das eine Gruppe Gläubiger umsteht. Fromme Hände nehmen den Leichnam herunter, das bleiche, blutbespritzte Haupt sinkt an die Brust der trauernden, sich in Liebe zum Sohne neigenden Mutter.

Langsam erwachte er, . . . und so eindringlich war der Traum gewesen, daß er das Bild noch eine Weile vor seinen Augen festzuhalten vermochte. Dann wurden allmählich die Farben matter, die Umrisse der Gestalten verrannen, wie ein Nebel senkte es sich vor das Bild, und endlich lagen, als der Abend sich herniedersenkte, die Felswände wieder nackt und grau vor seinen Augen, in das Dunkel der niedersinkenden Nacht getaucht.

Er ging in die Höhle zurück, entzündete das Lämpchen und nahm die Offenbarung St. Johannis vor; . . . in ihr las er lange . . . lange . . . Wie eine Offenbarung kam es auch über ihn. Halb im Wachen, halb im Träumen schwebte vor seiner Künstlerseele das Bild, — — und die Freude des Schaffens wurde allgewaltig in ihm.

Fest stand jetzt sein Entschluß: zu seiner eigenen Läuterung und zum Zeichen seiner inneren Wandlung das Bild in Stein zu schaffen, wie der Geist es ihm eingegeben hatte: den Fall der sündengeborenen Menschheit, dann aber in gewaltiger Ausführung ihre Erlösung durch den Opfertod des Heilandes.

Raum fand er Schlaf vor den in ihm wühlenden Gedanken. Der frühe Morgen schon fand ihn bei der Arbeit. Das Gestrüpp, das wild die Steinwand umrankte, schnitt er heraus, sodaß eine glatte Wand, zwölf Schuh breit und zehn Schuh hoch für seine Arbeit verblieb. Hammer und Meißel, Raspel und Feile waren tätig, den Stein zu glätten, und schon am Abend saß er davor mit Rötelstift und Kreide in der Hand, um die ersten rohen Umrisse auf die Fläche zu werfen.

Freilich, des Schaffens im Großen war die Hand ungewohnt, das Auge nicht eingestellt auf die riesenhaften Abmessungen des zu schaffenden Werkes, und nicht alles, was der kluge Geist ersann, vermochte die Hand sogleich zu bilden. Einen Entwurf nach dem anderen legte er beiseite, aber das entmutigte ihn nicht. Er hatte Zeit, wenn Gott ihm Kraft und Leben ließ, und daran zweifelte er nicht. Ja, immer mehr setzte sich die Ueberzeugung in ihm fest: das war das große Werk, zu dem er ausersehen, wozu er durch sein ganzes so wunderbares Leben vom Herrn selbst vorbereitet und weise geleitet worden. Immer höher stiegen seine Gedanken, immer größer ward die Schaffenslust, immer reiner sein Wollen und tiefer die Freude am Gelingen, und als wenige Wochen ins Land gegangen waren, da stand das Bild fertig da, des Meißelschlags harrend, — so wie er es dereinst im Traume geschaut.

Und nun ging er an die Ausführung mit nie gesehenem Fleiß. Es war ja die Zeit der langen Tage und der hellen Nächte, die er jetzt für seine wirtschaftliche Arbeit mit in Anspruch nahm, um Zeit zu gewinnen für das große Werk. Wenn am Tage die Sonne ihn niederdrücken wollte, so holte er sich neue Kraft durch ein kühles Bad im frischen Quellteich, und wenn er mittags und abends müde von der Werktagarbeit heimkehrte, ließ er sich kaum Zeit, die dürstige,

haftig bereitete Mahlzeit zu nehmen, es trieb ihn mit innerer Hast ans Werk. Und dann klang in diesem einsamen Erdenwinkel, der sonst nur das Hämmern des Spechtes, das Zanken der Elstern, das Girren der Holztaube gewöhnt war, das Schwirren des Meißels und das Klopfen des Hammers.

So wuchs das Werk, und er mit ihm.

Langsam, leise, vorsichtig ging er an die Arbeit. Schlag für Schlag wollte wohl bedacht sein; ein Fehlschlag konnte das ganze Werk verderben. Mit Zagen hatte er den ersten Schlag gewagt, — und nun gar, als Gottes und Christi Antlitz aus dem rohen Stein erstehen sollte. Sagte nicht der Apostel: „Gott ist Geist!“ Wie konnte man ihn da bilden? Wohl war er auf seinen Wanderfahrten in manche Kirche geraten und hatte da Gottes Bild in Gestalt einer Taube, oder Christus als guten Hirten mit dem Lamm auf der Schulter gesehen, die Siegesfahne in der Hand. Immer wieder trat diese Auffassung zutage, und was hier die Künstler schufen, war oft zu einer kalten, erstarrten, ja entstellten Form herabgesunken. War es da nicht richtiger, was vor hundert Jahren der hochwürdige Bischof Bernward von Hildesheim an der ehernen Tür des Domes begonnen und was dann im kleinen in Holz und Elfenbein so oft nachgeahmt war: Gott, den Vater aller Menschen, in menschlicher Gestalt zu erfassen? Hatte Gott doch den Menschen nach seinem Bilde geschaffen. „Erfasse die Natur“, so mahnte er sich, „mit frischem Blick. Gib treu und lebendig wieder, was deine eigenen Augen sehen.“ — Und wie einst Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, so schuf er jetzt Gott nach dem Bilde des Menschen. Und mit denselben Zügen schuf er das Antlitz des Gekreuzigten. Sagte dieser doch selbst: „Ich und der Vater sind eins.“ — Und die Jungfrau Maria, des sterbenden Heilands schmerzenreiche Mutter? — Er gedachte wehmütig der eigenen Mutter; — da ließ er die Stoffspracht der byzantinischen Kunst beiseite und stellte Maria dar als deutsche Frau in faltenreichem Gewande, von langem Schleier umwallt.

So entstand in fleißiger Arbeit das Werk; nach wenigen Monden war es vollendet. Das ganze Bild beherrschend erhob sich in der Mitte das Kreuz. Zur Linken steht Niko-

demus auf einem unter seiner Last sich beugenden Baume, die Rechte umfaßt den Querbalken des Kreuzes, mit der Linken läßt er Jesu Leichnam auf Josef von Arimathia herab, der ihn auf seine rechte Schulter gleiten läßt. Hinter ihm steht die schmerzgebeugte Maria, mit beiden Händen das Haupt des Sohnes schützend, das sie sanft am eigenen Haupt bettet. Johannes, zur Rechten des Kreuzes stehend, hebt segnend die rechte Hand in die Höhe; in der Linken hält er das Buch der Offenbarung, das Haupt senkt er schmerz erfüllt wie zur Klage. Ueber dem Kreuze aber schaut aus den Wolken Gott der Herr, das Haupt vom Heiligenschein umloht, die Kreuzfahne in der Hand; in den Armen trägt er ein Kindlein, das ist die seinen Händen befohlene Seele des Heilands.

So war die Erlösung geschaffen: jetzt folgte der Sündenfall, und schnell wuchs für sein geschärftes inneres Auge das Werk aus dem Nichts heraus. Unter den vorsichtigen Schlägen des Hammers entstanden zwei knieende Gestalten, die eine härtig und nackt, die andere in ein langes Gewand gehüllt: Adam und Eva, die sündige Menschheit darstellend, vom Drachen der Sünde umschlungen, dessen Leib in schlangenartigem Schweife sich fortsetzt. Beide, noch gefesselt von Schuld und Sünde, heben betend die Arme zur Kreuzigungsgruppe empor.

So war auch er in Schuld und Sünde verstrickt gewesen, jetzt war er genesen; wußte er doch, daß Gott seinen Sohn in die Welt gesandt hat zur Erlösung für die sündige Menschheit, — auch für ihn. — —

Bescheiden, demütig fast, stand der Schöpfer vor seinem Werke. Den ganzen Sommer hindurch hatte er in tiefen und frommen Gedanken mit sich, mit den seinem Geiste sich aufdrängenden Formen um die innere Erfassung des Erlösungswunders gerungen, — jetzt hatte ihm das Ringen die Erlösung gebracht. Mit größerer Klarheit sah er auf sein bisheriges Leben zurück, mit festem Willen ergriff er die Zukunft; Freude und Lebensmut kehrten wieder zurück in seine so oft verzagte Seele. Die heidnische Welt war überwunden, der Christengott schwang die Fahne des Sieges auch in seiner Brust.

Die Wintermonate, die jetzt folgten, waren der weiteren Ausschmückung des kleinen Gotteshauses geweiht, damit dem Wunsche des Bischofs, einen Wallfahrtsort für erlösungsdurstige Seelen zu schaffen, bald Erfüllung werde. Und als im Frühjahr des dritten Jahres seiner Einsamkeit das erste Grün hervorsproßte und zart das Kunstwerk an der steinernen Wand umspann, da war das Werk vollendet und stand fertig da, zur Ehre des Höchsten.

Die langen Winterabende aber saß Manfred in seiner Klausur und schrieb und malte emsig an seiner Handschrift, um sich Rechenschaft zu geben über sein eigenes Tun und Treiben, — jetzt aber als ein Mann, der überwunden hat, von hoher Warte herabschauend auf die Irrungen und Wirrungen der Welt. Und als er die Schrift beendet, scheute er nicht die schwere Reise; er machte sich auf und legte das Werk eigenhändig in die Hände des Abtes.

Der sah flüchtig hinein.

„So hast du doch“, sprach er enttäuscht, „die plumpe deutsche Sprache der feinen Stilkunst Ciceros vorgezogen . . .“

„Ich schrieb, wie mirs ums Herz war, Herr Abt.“

„Ja, ja, der Bauer hat bäurischen Sinn. *Naturam expellas furca, tamen usque redibit*, — du magst die Natur mit der Forke austreiben, sie kommt immer wieder hervor. — Nun, nichts für ungut. Ich werde die Schrift dennoch lesen, denn du bist mir lieb geworden, Bruder Cölestin, trotz allem, und sie dem Herrn Bischof überreichen. Behab dich wohl.“

Zehntes Kapitel.

Ausklang.

Es war Sommer. Fast drei Jahre waren verfloßen, seit Manfred in die Einöde zog. Jetzt war er bei fröhlicher Arbeit. Hell klang das Dengeln der Sense; dann führte er sie mit kräftigem Schwunge durch das üppige Gras, das sich in langen Reihen niederlegte. Schweiß perlte ihm auf der Stirn, aus den Augen leuchtete die Freude des Gelingens. Ja, das war eine Lust, hier die eigene volle Kraft einsetzen zu müssen, um sein Dasein täglich neu zu erringen, — anders fürwahr, als in der dunklen Höhle, ein trüber Kostgänger am

Tische des Herrn, dunklen Gedanken nachzuhängen. Hier war Licht und Luft, Sonne und Glanz, Kraft und Freude, — und wenn's noch einmal ein Glück gab: hier, unter der heimischen Sonne, bei freier bäuerlicher Arbeit, hier war's zu finden.

Der hungrige Magen mahnte Manfred zur Heimkehr. Da hörte er den leisen Klang eines Glöckchens, vielstimmigen Gesang aus geschulten Kehlen. Und als er seiner Klause näher kam, fand er eine festliche Menge versammelt, Brüder in grauer Kutte, gegen zwanzig an der Zahl, und hohe Würdenträger der Kirche. Wohlbekannte Gesichter darunter; — dort der Sangesmeister, der so kräftig den Taktstock schwang: war's nicht der Pater Emerenz, — und dort der drollige Pater Clemens, der auf einer neu aufgestellten kleinen Orgel sich mühte? In der Mitte des fahnen-geschmückten, heute von der Sommerjonne durchfluteten Raumes stand ein kostbarer Sessel, auf dem unter einem Baldachin, die Inful auf dem weißen Haupt, die ehrwürdige Gestalt des Bischofs Heinrich thronte, mit dem Hirtenstab in der Hand. Verduzt blickte Manfred drein, da winkte ihm der Bischof, und als der Gesang verstummt war, sprach er zu dem Knieenden:

„Du bist der Künstler, der dies Bild aus der Steinwand hervorgezaubert?“

„Gott gab mir's ein, ehrwürdiger Vater, — ich war sein Werkzeug. Doch blieb mein Können weit hinter dem Wollen zurück.“

„Der Herr sieht nicht das Werk an, sondern das Herz, — und dies Herz ist fromm und frei und fröhlich geworden; davon zeugt mir der Glanz in den Augen des Künstlers. — Aber auch das Werk ist wohl gelungen; kaum dürfte man dergleichen wieder auf deutscher Erde finden. Und das Land ringsum zeugt von fleißiger Hand und treuem Schaffen.“ Wohlgefällig ruhte sein Auge auf der kraftvollen Gestalt des noch immer knieenden Mannes.

„Jetzt wähle,“ fuhr er fort; „wenn du willst, magst du ins Kloster zurückkehren, die heiligen Weihen empfangen und dereinst hier in aller Stille als Priester deinem Gott dienen.“

„Zuviel der Gnade, Herr Bischof; doch . . .“

„Sprich frei heraus,“ mahnte der Bischof, als Manfred zögerte.

„Zum Priester fühle ich mich nicht berufen,“ erwiderte dieser, während etwas wie leise Enttäuschung über das blasse Greisenantlitz huschte. „Laßt mich nichts fordern als das Leben in der Heimat und ein paar Schollen deutscher Erde, damit ich nach den Worten des Herrn lebe: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Bin ich doch aus altem Bauerngeschlecht . . .“

„Und wohin steht dein Begehrt, Bruder Cölestinus?“

„Nach dem Teuthof, hochwürdiger Herr, deß rechter Erbe ich bin . . .“

„Wenn nicht der Spruch des Gerichts dich dieses Rechtes entkleidet hätte!“

Die Brüder im Kreise, die still zugehört hatten, ließen ein erstauntes, zum Teil mißbilligendes Brummen hören, und mancher schüttelte den Kopf ob solch unerhörter Forderung. Auch der Bischof vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken, als Manfred fortfuhr:

„Vom Spruche des Gerichts halte ich mich frei, weil ich mich durch mein Werk selbst erlöse,“ . . . und erwiderte dann nach kurzem Besinnen:

„Würde der Hof als herrenlos eingezogen, und bist du der Erbe, so ist es recht und billig, ihn dir zurückzuerstatten. Spüre dem Zusammenhang nach, Bruder Kanzler,“ wandte er sich an einen wohlbeleibten, neben ihm stehenden Bruder, der einige Rollen Pergaments in den Händen hielt.

„Es ist schon, wie er sagte . . .“, bestätigte dieser zögernd. „Mir ist der Vorgang wohl im Gedächtnis.“

„So stell’ ihm die Urkunde aus, — die Kirche will sich nicht an unrechtem Gut bereichern. — Dich aber, Bruder Cölestin, spreche ich frei kraft meines Amtes zu binden und zu lösen von dem Urtheil, das dich verdammt und von Haus und Hof verstoßen hat.“

Dann breitete er die Arme aus, während die Brüder niederfielen, und schlug das Kreuz.

„Segne dies Haus und dies Werk Deines Knechtes, o Herr. Dir weihe ich es zum Schemel Deiner Füße, und

taufte die Kapelle auf den Namen der Heiligen St. Petrus und St. Paulus, die ich als Beschützer ansehe, auf daß sie vielen Erdenpilgern zur Vergebung der Sünden diene, viele Traurige tröste, viele, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, sättige und stärke. Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen."

Er hieß zwei Brüder hervortreten und bestimmte sie zu Wächtern des Heiligtums. Dann sah er den Künstler forschend an.

"Leb' wohl, — M a n f r e d," sprach er mit besonderer Betonung und blickte ernst vor sich nieder.

Der Zug brach auf, der Greis in der Sänfte, die Würdenträger hoch zu Roß; die Brüder trotteten zu Fuß hinterdrein.

* * *

Es war wenige Tage später. Manfred lag — der Morgen fing eben erst an zu grauen — auf seiner Lagerstatt. Da pochte es ans Thor:

"Heda, macht auf! — Halloh! Ein Brief vom Herrn Bischof für Manfred, den Freibauern vom Teuthofe."

Hei, wie sprang Manfred von seinem Lager auf, wie hurtig öffnete er die Thür! Er entfaltete das Pergament und las, während die helle Freude in ihm aufstieg, den Brief, durch den Bischof Heinrich ihm den Teuthof als rechtmäßigem Eigentümer zurückgewährte.

"Müde wirst du vom Ritt sein . . ."

" . . . und hungrig und durstig," bestätigte der Bote.

"Mein Gott, hatte der Hochwürdige es eilig! Die Nacht durchreiten — um eines Bauern willen, der du jetzt bist!"

"Geh nur hinein, Bruder Herold, und brauch dein ungewaschen Maul zu besseren Dingen als zum Schwätzen."

Er überwies den Boten den zum Schutze des Heiligtums zurückgelassenen Brüdern. Er selbst aber trat hinaus vor die Klausur und schaute noch einmal das Werk seiner Hände an. Dann schnürte er das Bündel, segnete die Hofstatt, auf der er sich selbst wiedergefunden, und schritt rüstig ein lustiges Liedlein pfeifend, in den frischen Morgen hinaus. Der beste Weggenos, ein freier Sinn und ein gutes

Gewissen, wanderte mit ihm durch die heimatlichen Wälder, die sich eben von neuem in ihrer vollen Pracht erschlossen. Die reichliche Wegzehrung, die die Brüder ihm mitgegeben, gestattete ihm, ohne längeren Aufenthalt voranzueilen und schon am Abend langte er erschöpft auf dem Teuthofe an, wo die frommen Brüder nach getaner Arbeit sich soeben unter der weitschattenden Hoflinde sammelten.

„Gott zum Gruß, Ihr frommen Herren!“ grüßte er heiter; „nehmt's nicht übel, wenn ich störe. Trinkt ruhig weiter von meinem Bier und nehmt vorlieb mit dem, was meine Scheuer Euch bietet.“

„Hat den Kerl eine Laus gebissen?“ fragte unwillig der eine.

„Der kommt mir bekannt vor . . .“ meinte ein anderer.

„Rennt Ihr noch den Fremdling, der vor sechs Jahren einige Wochen bei Euch Dienst getan und dann ins Kloster ging?“ fragte Manfred.

„Jawohl, der bist du, — nun, dein Lästermaul ist inzwischen nicht zahmer geworden. Du hattest es so eilig, ins Kloster zu gehen, — wo ist nun dein geistliches Gewand?“

„Das hab' ich abgelegt, — und bin jetzt bei Euch als Gast, — auf meinem eigenen Erbe.“

„Noch immer, Freund? Zum Satan, das sitzt fest. Hat dir das Kloster den Anspruch in den sechs Jahren nicht ausgetrieben?“

„Willst du für uns und das Kloster arbeiten?“ fragte ein alter Bruder mit langem grauem Barte. „Dann melde ich dich beim Bruder Kämmerer, — der schätzt fleißige Hände, aber nicht geschwätzige Mäuler.“

„Dann wundert's mich nur, daß er so manchen von Euch so lange behielt!“ entgegnete Manfred frisch. „Wohl: ich will arbeiten; mit starker Hand und reinem Sinn, aber für meinen eigenen Hof, und danke Euch für Alles, was Ihr ihm an guter Arbeit geleistet.“

„Such dir andere Leute aus, sie zum Narren zu halten,“ erwiderte gereizt ein Bruder.

„Und doch begehre ich den Hof von Euch,“ wandte Manfred ein; „laßt mich nur mit Eurem Herrn Kämmerer reden.“

„Wenn du's begehrt, — ich kann dich nicht hindern. Er will, daß man jeden zu ihm führe, der es fordert. Aber sieh dich vor, daß du nicht vor die unrechte Schmiede kommst. Er ist heute nicht in rosigster Stimmung, — ein Brief vom Herrn Abbas scheint ihm Kopfweh zu machen.“

„Es wird ein Brief sein, der das Schreiben des Herrn Bischofs, das ich ihm zu zeigen habe, bestätigt. Führt mich also, wenn's Euch gefällt.“

* * *

Wenige Augenblicke später stand Manfred vor dem Bruder Kämmerer, und nach einer knappen Viertelstunde kamen beide in den Kreis der Brüder zurück. Der Kämmerer ergriff das Wort:

„Ich muß Euch eröffnen, liebe Brüder, daß vom Herrn Abt ein Schreiben gekommen ist, wonach dieser Mann hier, Manfred mit Namen, der wahre Erbe dieses Hofes ist. Da das Kloster den Hof als herrenlos eingezogen hat, so hat der Herr Bischof es für Recht befunden, ihn dem rechten Erben zurückzugeben. Bis zum Tage Aller Seelen sollen wir alle Arbeit verrichten und die Früchte ziehen, wie ich es des näheren mit ihm vereinbaren werde, — dann gehen wir ins Kloster zurück. Der Herr Bischof befiehlt, daß wir den fahrenden Mann hier, der sich durch ein Gott wohlgefälliges Kunstwerk den Dank der Christenheit verdient, als Freund begrüßen, und ihn hier wohl versorgen, solange er will. — So heiße ich dich, Manfred, im Namen der Brüder willkommen!“

Der Angeredete schlug fest in die dargebotene Rechte ein, und wenn auch die Brüder von dieser Botschaft wenig erbaut waren und sauerjüße Gesichter zogen, so lehnten sie doch nicht ab, als Manfred sie mit freundlichen Worten zu einem Gelage unter den schattigen Bäumen des Gartens einlud.

„Aber Wein, sofern Ihr ein höfischer Mann seid!“ mahnte ein Bruder mit fröhlichem Augenzwinkern, — „Bier brauen wir selbst.“

„Gewiß, Bruder Sinold, sofern Ihr noch einen Vorrat im Keller liehet. Ich hoffe, der Kellermeister gibt uns vom

besten. Ihr wart freundlich zu mir, als ich, ein Landfremder, zu Euch kam; jetzt will ich's vergelten."

"Wein ist eine gute Sache, . . ." lobte ein älterer wohlbeleibter Bruder, dessen Schädel nicht bloß die Tonsur kahl gemacht hatte.

"Ja, Bruder Pancraz, für uns dürre Leute. Deinem Bauch bekäme ein Trunk aus frischem Quell schon besser . . ."

"Ach," seufzte der andere zur Antwort, "das hab' ich zu spät erprobt."

Und mit gewaltiger Stimme hob er an, die Reime aus Freidanks Bescheidenheit zu singen:

Trunkenheit ist selten guot:
si tobet und velschet wisen muot.
sist ein Roup der tugende gar:
sist todes bilde: nemt es war."

"Das merk dir, Bruder," spitzte ein anderer; — "weist du auch, wie es weiter geht?"

Trunkenheit ist selten vri,
da ensi sünde, schande, schade bi.
swer sine sünde weinen mac,
so er trunken wirt, deist wines slac;
dem solte zaller stunde
der Becher sin am munde."

"Dank Euch schön," brummte der Dicke, "meint 's gut mit mir."

"Der Becher am Munde ist dem nicht genug, — seht seinen Wams einmal an: er trägt das Weinsäß stets mit sich herum."

"Ist aber leer, junger Tor! — So etwas hat nicht einmal mehr vor dem Alter Respekt."

"Still jetzt," mahnte ein anderer, — "da rollt der Bruder Kellermeister schon ein Faß heran."

Bald lagerte die Schar auf dem grünen Plan; froh freisten und klangen die Becher bei scherzhafter Rede. Aber auch ernste Worte fehlten nicht, und alle hörten voller Teilnahme zu, als Manfred von seinem wechselvollen Schicksal berichtete, von schwerer Schuld und Sühne, in die er ver-

strickt, von tiefer Not, die er erfahren, und wie er dann im Dienste eines schwäbischen Hauptmanns im neugegründeten hierosolymitanischen Königreiche sich nach Jahren der Schmach wieder seiner selbst bewußt ward.

„Man rühmt die Schönheit des Landes . . .“ warf ein Bruder ein, „immer goldener Sonnenglanz, kein Wolkenzug, kein Sturm, kein wilder Wald . . .“

„. . . und keine Feldarbeit!“ ergänzte Bruder Pancraz, und Manfred fuhr fort:

„Wohl ist der Himmel klar wie Edelgestein, aber vergebens spähen die Augen nach einem Quell, wie er daheim zum Gesange des Herzens rauscht, . . . vergebens auch nach grünen Wäldern und schimmernden Heiden, wo Nixen, Elfen, Kobolde und Zwerge ihr neckisch Wesen treiben.“

„Das klingt heidnisch,“ warnte der Kämmerer. „Ein Mann, der Jahre lang dort gewandert ist, wo der Erlöser die Dornenkrone getragen, sollte ich meinen . . .“

„Sollte christlicher denken, meint Ihr,“ warf Manfred ein. „Aber ich habe dort nicht viel Christliches erlebt; darum vergebt mir. Ein Kriegsmann bin ich geworden, und habe für den König Godofred das Schwert wider die Ungläubigen geführt.“

„Aber Eure Oberen waren doch fromme Leute?“

„Voller Schmutz und Schande war ihrer aller Leben, und war keiner, er sei hoch oder niedrig, der nicht im Pfuhl der Sünde steckte. Diebstahl und Raub, Mord und Meintat, nichts blieb mir und meinen Genossen fremd.“

„Und das scheint dir deutsch?“ warf mißbilligend der Kämmerer ein.

„Mit nichten, Ehrwürdiger; oft fragte ich mich: heißt deutsch sein nicht fromm sein, treu, gut, edelmütig und stark, frei und fröhlich . . .?“

„Und wie bist du gerettet, sodaß du loskamst von diesen Leuten?“

„Mir geschah's, wie einst dem Saulus auf dem Wege gen Damaskus. Ich lag unter dem Schatten eines Delbaumes und hatte einen gar seltsamen Traum. Die Föhren meiner Heimat umrauschten mich und gaukelten mir ein Bild

vor die Sinne, dessen ich nie vergessen werde: Eine Maien-
nacht war's, holdselig und aller Wunder voll. Süß klagten
die Nachtigallen, der Mond goß sein Silberlicht in däm-
mernden Fluten auf die grüne Au, in deren Mitten ein wil-
der Kästenbaum wuchs, wie wir ihn in unserer Heimat nicht
kennen. Der hatte seine Blüten wie Kerzen emporgestreckt,
als sei er zum Feste geschmückt. An seiner Wurzel sprudelte
lebendig frisch ein Quell, der meine schlaffen Glieder er-
frischte. Und als ich herantrat auf leisen Sohlen, ging's mir
wie Mose, da Gott ihn berief, die Kinder Israel aus Egypt-
tenland zu führen. Eine Stimme sprach zu mir: „Ziehe
deine Schuhe aus, denn das Land, darauf du stehst, ist
heiliges Land.“ Als ich die Augen aufschlug, erblickte ich
niemand; ich wähnte aber, es sei der deutsche Gott, der mich
zu mir selber rufe. Denn fortan stand es klar vor meiner
Seele: zurück in die Heimat! Lieber wollte ich dort sterben
und verderben, als dies Leben weiter führen, wie ich es all
die Jahre durch Not und Elend dahingeschleppt. War doch
meiner Sünden Last so schwer geworden, daß meine Taten
in der Heimat mir nur federleicht gegen sie schienen. Wo
war die Mannhaftigkeit und Kraft, die mich einst zierte?
Wo war hier Ehrlichkeit, wo deutsche Treue zu finden?
Und ich dachte mit Wehmut all der hohen Güter, die ich in
meiner Heimat so überreich genossen. Heimlich und sonder
Abschied wich ich von dannen und habe dann, allem Unge-
mach, allen Gefahren des Meeres und der Landstraße
trozend, mich herumgeschlagen.

Durch wilden Wald und öde Felsklippen bin ich ge-
streift. An Schlössern und Burgen, leer und ausgebrannt,
führte mich mein Weg vorbei, in denen die wilden Tiere
hausten, an alten verfallenen Mauern und Stätten zerstörten
Wohlstandes. —

So ging ein Jahr dahin, voll Leid und Elend, aber
auch voll innerer Einkehr. Und wieder war die Zeit der
Maienblüte. Die Buchenwälder rauschten leise im Lenz-
wind, und die Föhren sangen ihr wehmütiges Lied. Im
Haag, den sie umschlossen, prangte ein Baum, — kein Kästen-
baum freilich, der in meiner rauheren Heimat nicht gedeiht
— ein Rotdorn, der sich mit purpurglühenden Blüten ge-

schmückt hatte. Für wen? Nicht für Menschen, die wohl kaum je diese Stätte betraten, — nein, für die Tiere des Waldes, für die anderen Bäume, für den Haag mit seinen bunten duftenden Blumen, für die singenden Vöglein, die sich am murmelnden Quell erlabten. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Wie ist die Welt so schön und lustig, — und du, Manfred, schleichst in ihr umher, traurigen Herzens, und achtest garnicht all ihrer Pracht? Ist das nicht Sünde gegen Gott, daß du all seine herrlichen Werke von dir stößest? Da kam Andacht in meine Seele; fast fürchtete ich zu stören, trat leise heran an den prangenden Baum, entblößten Hauptes, und sprach zu mir selbst, wie damalen die Stimme zu mir geredet: „Ziehe deine Schuhe aus, Manfred, denn das Land, darauf du stehst, ist heiliges Land.“ Ja, heilig schien mir das Land, in das ich mich hinübergerettet aus Not und Trübsal, — das meine Ahnen gezeugt, das die Gebeine meiner Altvordern barg, — heilig dein Mutterchoß, du deutsche Erde!

So war mir wiederum das Heilige genah, und ich deutete mir's so, daß ich von nun an diesem Heiligen wieder nahe sein, für das Heiligtum der Heimat wirken und sterben sollte. Und ein anderer, als ich gekommen, zog ich getrosten Mutes meine Straße weiter gen Mitternacht zu, bis die blauen Berge des Osning in dämmernder Ferne sich vor meinen Augen aufstaten.“

Er schwieg und sah leer in das heraufziehende Grau des Abends.

Dann begann leise der Kämmerer:

„Mir ist's, Manfred, als wenn nun erst dein Leben, ja dein Glück begänne . . .“

„Gott gebe es — ich trau' jetzt ganz auf mich und meine Kraft.“

„Das ist deutsch gedacht! — aber auch christlich?“

„Die Deutschen standen stets,“ erwiderte Manfred, „mit beiden Beinen auf dieser Erde. Dazu drängt's auch mich. Drum sind wir doch ein gottesfürchtig Volk, wenn wir uns selber nur als Christen fühlen und weil wir Christen

find, auf Gott den Herrn vertrauen in guten und bösen Tagen. Aber das Vertrauen muß die eigene Mühe stärken.“

„Mir scheint, Manfred, — du bist doch ein Christ! — So geleite dich Gott.“

* * *

Als es dunkel wurde und die Sinne der Brüder sich unnebelten, schlich Manfred zur Seite. Bei Tagesgrauen wollte er frisch sein, denn etwas Großes, Wichtiges lag vor ihm. Früh brach er auf, und als die Sonne herniedersank und das Laub der Waldbäume mit rotem Glanz umwob, da bog er in den Erlenhof ein, wo die Geliebte seiner Jugend mit seinem Sohne schaffte und wirkte. Ein Zigeunerweib, schmutzig und verkommen, hockte vor dem Tor. Er warf ihr eine kleine Münze zu. Sie ergriff seine Hand und rief:

„Soll ich dir weisfagen, schöner Fremder?“

„Tu's, wenn du's kannst,“ lachte er; „ich kenne Cure Art.“

„Unglück, Unglück und Wehe steht dir bevor,“ rief sie aus, als sie die Linien seiner Hand gemustert.

„Wem all sein Hoffen ins wilde Meer gesunken ist, der fürchtet keinen Schiffbruch mehr,“ erwiderte er unwirsch und stieß sie zur Seite. Dann schritt er hoherhobenen Hauptes in den Wohnraum. Dort traf er niemand an. Aber dort, — wo der Blick frei nach Sonnenuntergang schweifen konnte, dort sah er sie sitzen, — rotblond, von starkem Wuchse, versonnen ins Abendrot schauend. Und neben ihr hockte auf einem Baumstumpf der Jüngling, an seiner Armbrust schnitzend.

„Gott zum Gruß, Bäuerin,“ grüßte Manfred.

„Dank Euch,“ erklang die Antwort. „Woher so spät des Weges?“

„Obdach und Erquickung zu suchen . . .“ und seine Augen forschten in den Zügen der immer noch jugendlichen Frau.

„Brot und frischen Trunk biet' ich Euch gern; Obdach müßt Ihr bei den Knechten nehmen, — denn der Herr im Hause fehlt . . .“

„Der Hof sieht aus, als ob eine feste Hand ihn leitet.
— Wo ist der Herr?“

„Der Krieg hat ihn verschlungen, — und ließ mich mit dem Buben zurück. — Steh auf, Manfred,“ wandte sie sich zu dem Jüngling, „hol einen Krug Met aus dem Keller, auch Brot und Fleisch. Wandernde Leute sind hier selten; wir wollen sie achten.“

Der Jüngling starrte den Fremden an; — ehe er ging, fragte er:

„Seh' ich recht, — so seid Ihr der Bruder Cölestinus?“

„Eben der! — Du hast ein gutes Gedächtnis.“

„So hol' ich das Beste, Mutter, was der Keller birgt. Gute Leute wollen wir gut bewirten,“ und flugs war er von dannen. — „Laßt's Euch nicht leid sein,“ rief er noch im Fortgehen den beiden nach, „wenn's lange währt; einen lieben Gast soll man nach Gebühr ehren.“

Manfred sah dem Weib ins Antlitz, in das die Jahre des Kammers doch manche Furche gegraben, und auch sie blickte erstaunt, fragend auf die kräftige, vor ihr stehende Gestalt. Da ging's wie Sonnenleuchten über ihre Züge; sie sprang auf und streckte ihm beide Arme entgegen:

„Ihr, — Ihr seid der Bruder Cölestin, von dessen großem Werk das Land erzählt? . . . Seid Ihr m i r nicht m e h r?“ fügte sie verwirrt hinzu.

„Ich bin's, — und bin da, eine Schuld einzulösen, die ich als unerfahrener Jüngling auf mich geladen.“

„. . . und dein geistlich Gewand . . .?“

„Ich tat es ab, — und werde, wozu mich Gott bestimmt hat: ein freier Bauer auf freiem Erbe! — Und du, Berchta . . . du wirfst mein Weib!“

Er umschlang sie und zog sie an sich; sie überließ sich ganz den starken Armen des Mannes. Dann riß sie sich jäh los:

„Was tust du, — du Wilder? — denk an den Jungen, — darf er die Schmach seiner Mutter je erfahren?“

„Sprich nicht von Schmach, wo die Liebe gebot. — Sag' ihm, der Vater sei da und begehre den Hof. — Sieh hier: das frische Grün!“

Er pflückte junge Eichenzweige und fügte sie mit kunstgeübter Hand zum Kranze, den er ihr ins blonde Haar flocht. Und wie er sie so vor sich stehen sah in ihrer reifen Schönheit und Fülle, da stieg die Erinnerung an die selige Zeit der Jugend übermächtig in ihm auf. Er trat einige Schritte zurück, musterte sie und klatschte in die Hände:

„Berchta, Berchta, du Hohe, Reine, Glänzende, — wie war mein Herz in die Irre gegangen! — jetzt aber hat es sich zurückgefunden in den sicheren Hafen.“

Er eilte auf sie zu und beide fanden sich in inniger Umarmung, bis die mahnenden Schritte des Sohnes sie trennten.

„Sieh hier, Jungherr vom Erlenhose,“ und er faßte mit der Rechten das Weib und der Linken den Sohn: „Hier dein Vater zieht mit deiner Mutter morgen bei Tagesgrauen zum Teuthose, den ihm das Kloster als rechtem Erben zurückgab. Den Altknecht laß ich dir hier; zeige, was deine junge Kraft vermag. Und bist du zu deinen Jahren gekommen, so magst du um ein deutsches Mädchen freien, unsern Stamm fortzusetzen bis in die fernsten Zeiten.“

* * *

Manfred hatte sein Wort erfüllt: der Fluch des alten Ortwin löste sich, Lüge und Anehre waren vom Teuthose gewichen. Dorthin lud jetzt der Hochzeitsbitter zu Gaste, zum frohen Fest.

„Lange hast du gebraucht, zu deinem Gott und deinem Selbst zu kommen,“ ließ sich der Abgesandte des Bischofs vernehmen, als sie am Abend zum Sternenhimmel emporschauten.

„Der Gott in mir stritt lange mit den alten Göttern, die noch immer in meiner Brust wohnen. Aber sie kämpfen nicht mehr; sie gingen in einander auf. Dort in der Einsamkeit, an den Externsteinen, hab' ich erfahren, wie deutsche Treue und christliche Liebe sich paaren. Möge

christlich-deutscher Sinn ewig im Vaterlande blühen, bis in die fernsten Geschlechter! Dann wird's gut um uns Deutsche stehen!"

Und als er so sprach, zog, Erfüllung verheißend, ein leuchtendes Meteor über den nachtschwarzen Himmel.

